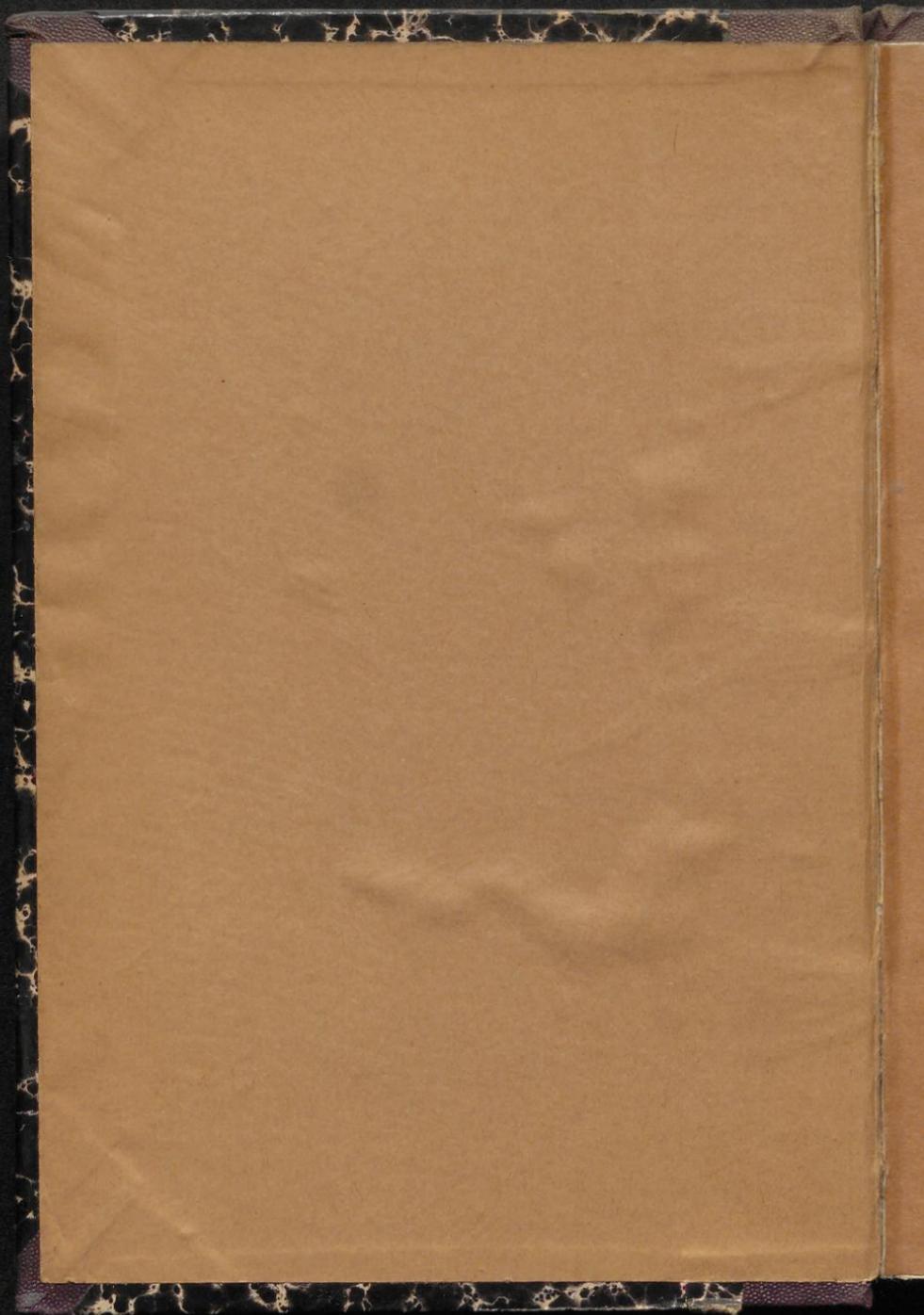
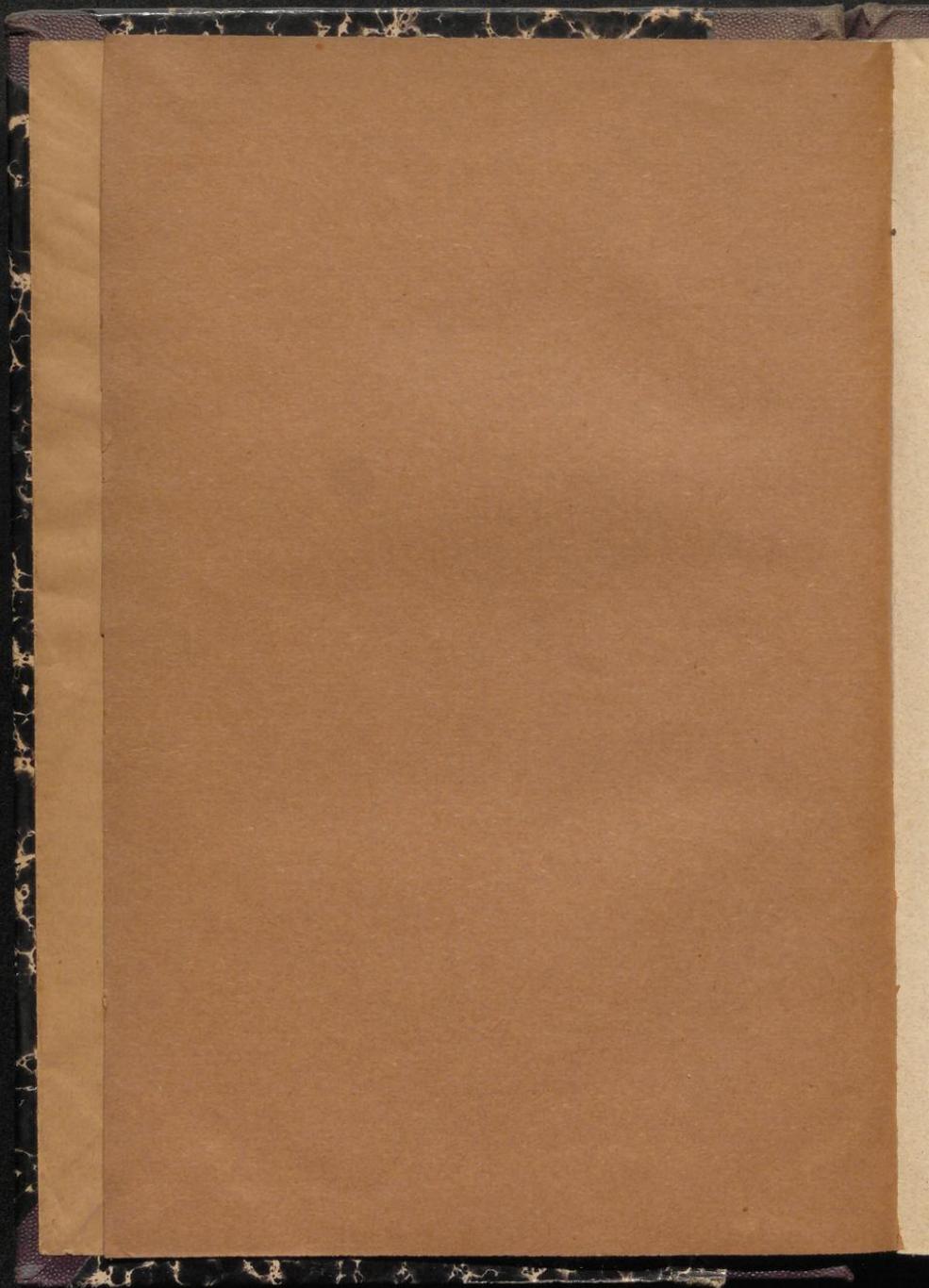


Wiener Stadt-Bibliothek.

43213 A







Die Augen des Hieronymus



# Die Augen des Hieronymus

Novellen

von

L. Andro



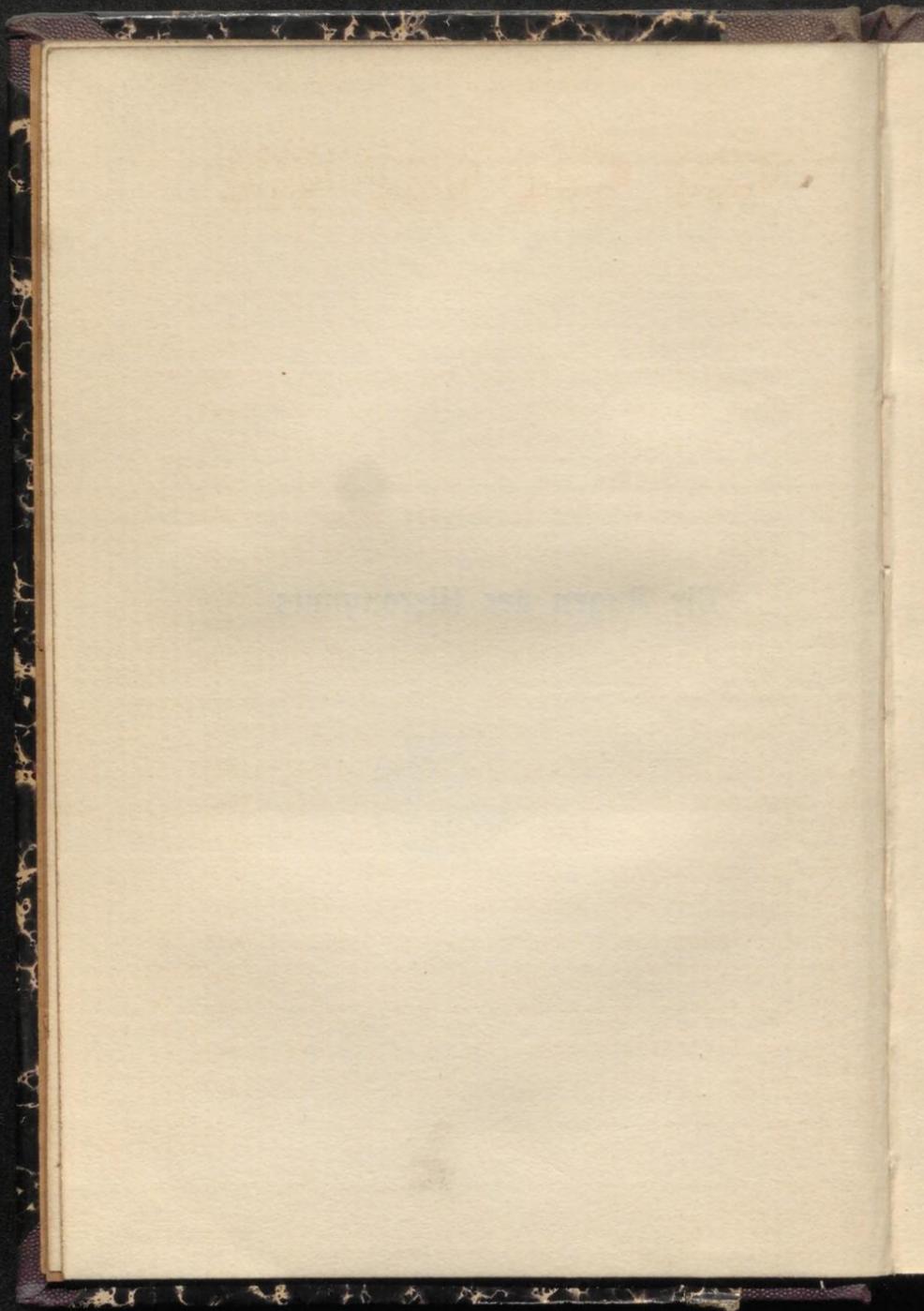
Berlin  
Dr. Franz Ledermann  
1905

Al miglior amico

J.N.65152.



Die Augen des Hieronymus





Zu Wien lebte einmal vor vielen Jahren ein Mann namens Hieronymus. Am Kohlmarkt hatte er einen Laden, darin er alte Bücher feil hielt, aber die aller schönsten und allerältesten behielt er am liebsten für sich und des Abends konnten ihn die Nachbarn oft darin vertieft beim Scheine eines trüben Lämpleins erblicken. Obgleich er nie ein überflüssig Wort mit ihnen wechselte, mochten ihn die Leute gut leiden, denn er war ernst und friedfertig und hatte stets eine offene Hand. So lebte dieser Mann, dessen Natur ihn dazu bestimmte, einsam und ruhig seinen geraden Schicksalsweg zu wandeln und den doch das seltsame und schreckliche Los ereilte, von dem ich erzählen will.

Es begann an jenem Abend, an dem der Antiquar von dem Donaufschlosse eines großen Herrn heimkehrte, dem er eine prächtige Bibel aus dem zehnten Jahrhundert verkauft hatte, mit vielen schönen Bildern von Mönchshand kundig gemalt. Vor der Stadtmauer überfiel ihn ein Strolch, entriß ihm seinen gestickten Geldbeutel und versetzte ihm mit

einem Knüttel einen Schlag über den Kopf, daß er hinstürzte und für tot liegen blieb. Erst am nächsten Morgen fanden ihn Fuhrleute und brachten ihn in die Stadt, wo alsbald große Entrüstung über die freche Untat herrschte. Allein es gelang der Obrigkeit so wenig, des kecken Räubers habhaft zu werden, wie es den Ärzten zu gelingen schien, den Hieronymus ins Leben zurückzurufen. Tage vergingen, ehe er zum ersten Male wieder die Augen aufschlug. Da aber machte der Medikus, der sich über ihn beugte, eine seltsame Wahrnehmung: in der Pupille des Hieronymus gewahrte er ein Bild. Erst dachte er, er selbst möchte sich darin spiegeln, wie das wohl vorkommen mag. Aber bald merkte er deutlich, trotz der winzigen Kleinheit des Bildes, daß es das Abbild eines anderen Mannes war, mit schwarzem Schnurrbart und einer zackigen roten Narbe über der Schläfe. Da erkannte er, daß ein seltsamer Zufall vielleicht das Bild des Mörders im Auge des Hieronymus aufbewahrt haben konnte und er lief alsbald zu den Herren vom Gericht, um ihnen seine Entdeckung mitzuteilen. Und die Herren kamen und alle sahen das Bild in der Pupille des Opfers und sie schickten ihre Büttel und Schergen aus und noch am selben Abend wurde in einer Schenke ein Mann festgenommen, mit schwarzem Schnurrbart und zackiger

Narbe über der Schläfe, der halbbetrunken beim Würfelspiel ein Goldstück nach dem andern hinwarf, das er einem gestickten Beutel entnahm. Er gestand bald, als er sah, daß sein Leugnen nichts fruchtete, und das Verfahren gegen ihn war kurz. Um die Stunde aber, da Meister Hämmerlein sein Amt an ihm verrichtete, verschwand sein Bild aus den Augen des Hieronymus.

Langsam genas der Antiquar und eben hatte er zum ersten Male das Lager verlassen, als eine neue Mordtat die Stadt in Atem erhielt: Isabella Bergoniera, eine schöne wälsche Kurtisane, die Geliebte eines jungen Erzherzogs und manches andern hohen Herrn, war von unbekannter Hand vergiftet worden. Von ihrem Geschmeide und ihren Kostbarkeiten fehlte aber nichts und die Volksstimme beschuldigte eines der vornehmen jungen Herrlein, die sich stets in ihrem Gefolge befanden, der Untat und verlangte, daß sie alle möchten in Gewahrsam genommen werden, bis man den Schuldigen gefunden hätte.

Hieronymus stand zum ersten Male wieder vor seinem Laden und plauderte mit einem Nachbarn, da sagte dieser, der schon lang sein Antlitz mit neugierigen Blicken durchforscht hatte: „Ei, Meister Hieronymus, was für ein seltsam Bild habt Ihr denn

in Eurem Auge?“ Hieronymus erblaßte und eilte in seinen Laden, wo eine geschliffene Metallplatte hing, die ihm als Spiegel diente. Allein er konnte an seinem Auge nichts Besonderes wahrnehmen. „Ich sehe nichts,“ sagte er im Heraustreten, allein der Nachbar meinte, er sähe deutlich in Hieronymus' Augen die Gestalt eines zierlichen Jungfräuleins mit rötlichen Zöpfchen. Nun erschien auch des Nachbars Weib und noch andere Bewohner der Gasse und alle sahen das Gleiche und bestaunten das seltsame Wunder. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich das Gerücht davon in der Stadt und alle kamen und wollten in die Augen des gequälten Hieronymus sehen. Da rief einer aus, der im Hause der Kurtisane gewesen war: „Das ist ja die Barbarina!“ Die Barbarina aber war die treueregebene Zofe der Bergoniera, die an der Bahre der Herrin bitterlich geweint und die niemals der Schatten eines Verdachtes gestreift hatte. Nun ging man daran, die Spuren der Barbarina auszuforschen, was bald gelang und die Wahrheit ward schnell bekannt, daß die Barbarina eigentlich die Schwester der Kurtisane war und bei dieser als Magd diente und wie der Zorn über der Dirne eitle Überhebung sie eines Tages veranlaßt habe, der Schwester ein weißes Pülverchen in den Morgentrunck zu rühren. Die Barbarina mußte ihr rotgelocktes

Haupt unter dem Beile des Henkers lassen und zur selben Stunde schwand ihr Bild aus den Augen des Hieronymus.

So wurde es den rüdibar, welche seltsame und schreckliche Gabe dem Hieronymus inne wohnte und als nach einer Zeit abermals eine grausenvolle Mordtat geschah, begaben sich die Herren vom Gericht unverzüglich zu ihm, ehe sie noch andere Schritte unternommen hatten, den Mörder auszuforschen. Allein Hieronymus hielt die Augen gesenkt und erklärte, sie nie mehr erheben zu wollen. Er möchte zu all dem Blutvergießen nicht Hilfe leisten, möchten auch diese Hinrichtungen im Sinne der Gerechtigkeit sein. „Ihr wollt nicht, Meister?“ sprach endlich ergrimmt einer der Herren. „Ei, so zeihen wir Euch der Hexerei und schwarzen Kunst und die spanischen Stiefel Meister Hämmerleins werden Euch schon helfen, Euer Auge zu erheben!“ Aber das Volk, das sich vor des Hieronymus Hause zusammengetrotet hatte, brach in lautes Murren aus: Hieronymus sei ein braver und wohlthätiger Mann und einen Hexenmeister möchte man wohl nicht alle Tage zur Frühmette bei St. Stefan sehen. Der Richter aber befahl, ihm Fesseln anzulegen und rief ihm zu: „Eure Gabe ist Teufelswerk!“ Da vergaß sich Hieronymus und schlug die Augen gen Himmel und

rief: „Nein, so wahr mir Gott helfe!“ Es war nur ein kurzer Augenblick, aber er genügte, um den scharfen Augen des Richters zu zeigen, was sie sehen wollten. Er befahl nun, den Mann freizulassen und bahnte sich seinen Weg durch die murrende Menge. Den Verbrecher aber fand er, und sein Bild blieb so lange im Auge des Hieronymus, bis er unterm Beil verblutet war.

Hieronymus aber wurde von der Zeit an noch stiller und verschlossener als früher. Er sah keinem Menschen mehr recht ins Gesicht aus Furcht vor dem, was man vielleicht in seinem Blicke lesen konnte. Er selbst aber sah niemals etwas in seinen Augen. Eines Nachts pochte es an seiner Thür und als Hieronymus öffnen ging, stürzte ein blutjunges Bürschlein herein und ihm zu Füßen. Er hatte im Raufhandel einen andern Studenten erschlagen, nun wollte er fliehen und keiner werde ihn wohl je verraten, wenn nicht Hieronymus es täte. Um seiner Eltern, um seiner unschuldigen Schwestern willen flehe er ihn an, Barmherzigkeit zu üben. Da sagte Hieronymus traurig: „Ach, wenn ich Euch doch helfen könnte!“ Aber wie er sich über ihn beugte, um ihn aufzuheben, da gewahrte der Student mit Entsetzen sein eigen Bild in der Pupille des andern. Aber während er jetzt ein Barrett trug, flatterten in dem Abbild seine Locken

frei im Winde, wie sie bei der Mordtat geweht hatten. Mit einem Aufschrei des Grauens stürzte er fort. Am nächsten Tage zog man seinen Leichnam aus der Donau.

Hieronymus aber ward immer menschen scheuer. Wohl war es richtig, daß die grauenvollen Mordtaten in der Stadt immer seltener und seltener wurden, nun da man wußte, daß es für die Mörder kein Entrinnen mehr gab. Zu wiederholten Malen wurde dem Hieronymus selbst nach dem Leben getrachtet, allein eine geheimnisvolle Macht bewirkte es, daß er den Gefahren von Doldh und Gift immer wieder entkam. Da erkannten die wilden Gesellen, deren es in einer großen Stadt immer gibt, daß hier nicht mehr der richtige Ort für ihr Treiben sein möchte. Ruhe und Sicherheit kehrten allenthalben ein und der einzige, der unzufrieden dreinblickte, war Meister Hämmerlein, dessen Geschäft als Freimann und Folterknecht so wenig einträglich zu werden begann, daß er sich genötigt sah, einen Handel mit altem Eisen zu eröffnen.

Eines Tages erschien im Laden des Hieronymus ein blutjunges Mägdlein, das ein wirksam Buch über Zauberei und Hexenkünste begehrte. „Ei, Jungfräulein,“ versetzte der Meister, „was wollt Ihr mit dem Buche?“ Allein das Mägdlein wollte keine

Auskunft geben und bestand auf seinem Begehren. Auf einen guten Baßen sollte es ihr nicht ankommen. „Jungfräulein,“ sprach Hieronymus ernst, „seht Ihr die prächtige messingbeschlagene Bibel dort? Sie ist das zehnfache wert von Eurem Angebot und doch bin ich bereit, sie Euch um ein Geringes zu geben, denn Eurer Jugend ziemt es, sich an frommen Sprüchen zu erbauen, aber nicht Hexerei und Teufelskunst zu treiben.“ — „Ei, Meister,“ meinte das Mägdlein heck, „was redet Ihr so? Die ganze Stadt weiß doch, daß Ihr mehr könnt, als nur trocken Brot essen!“ — „Wer mich schwarzer Künste zeigt, ist ein Verleumder!“ rief Hieronymus. „Wer seid Ihr, Jungfräulein, daß Ihr mir so zu reden wagt?“ — „Concettina heiß ich,“ versetzte die Kleine schnippisch. „Wollt Ihr mir nun mein Büchlein geben oder nicht?“ — Da warf Hieronymus zornig das Buch auf den Tisch und rief: „Was geht mich Euer Seelenheil an? Ihr werdet bald selber sehen, wieviel es mit den albernen Zauberkünften auf sich hat. Und Eure Silberlinge mögt Ihr nur behalten!“

Meister Hieronymus hatte den Vorfall schon vergessen, da erschien eines Tages die schwarzzügige Concettina wieder in seinem Laden. „Ich bringe Euch das Buch zurück, Meister,“ sagte sie. „Ihr hattet recht, all der Spuk ist nichts nützlich gewesen.“ — „Seht

Ihr wohl!“ versetzte erfreut Hieronymus. „Haltet lieber allmorgendlich zu Maria am Gestade oder zu St. Stefan Zwiesprach mit der heiligen Jungfrau, dann wird Euren Wünschen Erfüllung winken.“ — „Ach, wenn ich dessen nur sicher wäre,“ seufzte Concettina. „Mein ist ein gar so traurig Los!“ Und auf Hieronymus' Befragen erzählte sie, wie sie und ihre Mutter mit dem Vater aus Welschland herübergekommen seien. Der Mann wollte hier in Kaisers Dienste treten, aber die Mutter ward krank und mürrisch und dem wilden Gesellen behagte das Leben hier nicht, da verließ er eines Tages Weib und Kind und zog auf Nimmerwiedersehen in die Ferne. Nun mußte Concettina mit feinen Stickereien auf Wämsern und Schauben ihr und der Mutter Dasein fristen, und die Alte lag seit Jahren schon zu Bett und konnte nicht sterben und quälte das Mägdlein aufs Blut. Nie durfte sie mit einem Menschen sprechen, selbst zum Brunnen durfte sie nicht zu der Zeit gehen, da andere Mädchen dort plaudernd standen. Noch niemals war sie über Land gewesen und hätte doch auch gerne unter einer Linde getanzt im Maien! Und wenn sie doch einmal verspätet heimkam, wurde sie braun und blau geprügelt mit einem Krückstock, der stets seinen Platz neben dem Bette der Mutter haben mußte. Wohl hatte sie schon versucht, den Stock zu verstecken,

aber dann war die Alte in soldt Greinen und Gezeter ausgebrochen, daß die herbeistürzenden Nachbarn vermeinten, es gehe ihr an Leib und Leben. Ach, es war ein traurig Dasein und wohl hätte es einiger Hexenkunst bedurft, um es erträglich zu gestalten.

Hieronymus aber, der bedächtig zugehört hatte, meinte: „Jungfräulein, oft will es uns scheinen, als sei manches zu unserem Verderben, was dennoch Heil bringt. Auch ich habe einst schwer und murrend mein niedrig Los auf mich genommen und heute, wo der bösen Taten Zahl so viel geringer geworden ist, erkenne ich wohl, warum der Heiland mir diese Gabe verlieh. Geduld müßt Ihr haben, Jungfräulein, Ihr seid ja so herrlich jung, es wird alles gut werden.“

„Ja, wer so fromm wäre wie Ihr!“ versetzte Concettina. Da ging Hieronymus nach rückwärts und holte einen Rosenkranz mit einem alten Silberkränzlein von edler venezianischer Arbeit daran und faltete Concettinas Hände darum und sprach: „Dies sollt Ihr haben, damit Ihr beten lernt.“

„Ach, was seid Ihr gut, Meister!“ sprach Concettina und schlug die schwarzen Augen zu ihm auf. „Wenn ich doch manches Mal mit Euch reden dürfte! Mich dünkt, ich würde dann besser werden!“

Als aber Concettina gegangen war, da schien

es dem Hieronymus, als sei es finster in seinem Laden geworden, als läge Staub überall und als röthen die Bücher muffig. Wenig Freude hatte er sein Lebtag an Minne gehabt und nun war er vollends aus den Jahren heraus, da man eines Mägdleins denkt. Nun aber ward ihm seltsam warm und ohne daß er sich selbst Redenschaft zu geben vermochte, wünschte er, sie möchte doch bald wiederkommen.

Er sah sie auch wieder, am nächsten Sonntagmorgen schon im Dome zu St. Stefan. Sittig kniete sie auf den Steinfliesen, nur wenige Schritte von ihm entfernt, sauber angetan, die schwarzen Zöpfe zierlich aufgeflochten. Um ihr weißes Hälslein aber gewährte er seltsamen Schmuck und als er genauer zusah, merkte er, daß es sein silberner Rosenkranz war mit dem Kreuzlein daran. Vor der Kirche trat sie dann auf ihn zu und gab ihm die Hand. „Ihr findet wohl, ich mache seltsamen Gebrauch von Eurem Geschenk,“ meinte sie, indem sie darauf wies. „Aber ist's der heiligen Jungfrau nicht wohlgefälliger, ich trage das heilige Zeichen auf der Brust denn in den Händen? Und was soll auch ein armes Dirnlein anders tun, das kein Stücklein Geschmeide sein eigen nennt!“

„Wollet mir doch erlauben, Euch einmal eines

zu verehren,“ sagte Hieronymus in seiner Gutmütigkeit, der dachte, es müsse wohl hart für ein Mägdlein sein, so hinter ihren Genossinnen zurückzustehen. Aber da verschwor sie sich, was er denn von einer ehrbaren Magd denke! Und sie lief zornig davon, so rasch, daß er ihr nicht zu folgen vermodte.

Deselbigen Nachmittags aber erschien sie doch wieder im Laden des Hieronymus. Das Plaudern mit ihm bringe sie auf so gute Gedanken, meinte sie. Und die Mutter greine und schimpfe auch weniger, seit sie wisse, daß Hieronymus der Wundermann sei, von dem ganz Wien spreche. Freilich habe sie berichten müssen, der Antiquar sei ein ganz alter Mann mit einem langen schlohweißen Bart — und sie warf einen lachenden Seitenblick auf den dunklen Bart des Hieronymus, den erst einige Silberfäden zu durchziehen begannen. Und sie blätterte in seinen Büchern und Pergamenten, daß ihre kleinen weißen Hände ganz grau wurden von Staub und lachte und zwitscherte wie ein Singvögelden.

Nun kam sie oft und wie sehr sie sich auch anfangs sträuben mochte, stets nahm sie etwas aus dem Vorrat des Antiquars mit sich.

Hieronymus liebte die alten Dinge über alles und pflegte hie und da ein besonders schönes Schmuck- oder Waffenstück zu erstehen, wohl auch eine Elle

verbliebenen Brokates oder alter Spitze. Wenn er sich sattfam an dem Anblick dieser schönen und feinen Dinge erfreut hatte, wurden sie in eine alte Truhe versenkt, die in der Ecke des Gewölbes stand. Nun wühlten Concettinas Hände in der Truhe, und was sie besonders schön fand, wanderte nicht mehr dahin zurück.

Dem Hieronymus aber ward es so seltsam jung zumute, wie sein Lebtag nicht. Und wenn er auch vermeinte, es sei seines Amtes, das Mägdlein zur Frömmigkeit und zu züchtigem Lebenswandel anzuhalten, so konnte er doch wieder mit ihr scherzen und lachen, daß er sich selber schier verwandelt dünkte. Nur einmal wollte ihn wieder böse Melancholie erfassen. Das war, als ein Mord in der Stadt geschah und er jählings wieder an sein Schicksal erinnert wurde. Er dachte, sich schon damit abgefunden zu haben, aber nun traf es ihn doch wieder schwer und so lang er das Bild des Mörders in seinem Auge tragen mußte, schloß er sich ein und wollte Concettina nicht sehen. Aber es ward ihm warm und leicht, da er zum erstenmal wieder den Klang ihrer Stimme hörte.

Die Nachbarn merkten wohl das veränderte Wesen des Meisters und warnten ihn: Das welsche Mägdlein sei böse wie eine Kaße, abenteuerlustig und

voller Tücken. Er aber hatte auf alles nur die eine Antwort: „Sie ist jung.“ Und ward ihm, als ob er erst jetzt wisse, was Jugend sei . . .

Ob sie ihn ehelichen wollte, das mochte er sie gar nicht erst fragen. Zu närrisch erschien ihm das Zusammenleben von Frühling und Herbst. Aber er sollte bald merken, wie groß und schmerzvoll seine Liebe für das Mägdlein geworden war, daß sich so keck in sein Leben gedrängt hatte.

„Meister“, bat Concettina einmal, „wir wollen auf den Jahrmarkt gehen.“ Und Hieronymus nahm sie mit und sie bestaunte alle Herrlichkeiten, aber am meisten sah sie in die Augen eines jungen Scholaren, der ihr von Bude zu Bude folgte. Meister Hieronymus ärgerte sich über die Blicke, die die beiden tauschten, aber verhindern konnte er sie nicht.

Deselbigen Abends aber war ihm, als sähe er die leichte Gestalt Concettinas durch die Gassen schlüpfen. Aber sie war nicht allein, sie hing am Arme eines schlanken Knaben und beide schienen gar zärtliche Worte und Küsse zu tauschen.

Dem Meister tat das Herz brennend weh und er starrte trüb vor sich hin. Als er aber endlich einschlief, wurde er durch ein entsetzliches Gezeter aus dem Hause gegenüber geweckt. Die Mutter

Concettinas hatte in der Nacht entdeckt, daß ihre Tochter sich davon gemacht habe und als sie heimkam, empfing sie sie mit solchen Stockhieben, daß die Nachbarn sich ins Mittel legen mußten.

„Ach, wär' ich doch tot!“ seufzte Concettina, als sie am nächsten Tage zu ihrem Freunde Hieronymus kam. Und sie zeigte die Striemen auf ihrem weißen Arme und lüftete auch ein Stückchen ihres Brusttuches, daß der Meister besser sehen sollte. Der aber sprach traurig: „Ach, Concettina, wie konntet Ihr hinlaufen zu einem Stelldichein, wie die erste beste Dirne!“ Da sprudelte sie heraus: „Ich bin doch jung und wohl auch schön, ich mag nicht immer sitzen und sticken und die Alte betreuen. — Aber Ihr habt wohl recht, Meister,“ fügte sie plötzlich sanfter hinzu. Und mit einem leuchtenden Aufschlag ihrer schwarzen Augen: „Schenkt mir das doch!“

Sie hatte auf dem Ladentisch zwei feine Kostbarkeiten entdeckt, die Hieronymus am selben Tage erstanden hatte, einen Korallenkamm aus Cypern und ein wunderliches sarazenisches Gesdmeide, ein feines Goldkettlein um Hals oder Gürtel zu schlingen, daran zwei winzige Dolche, klein wie Spielzeug, aber messerscharf.

„Die Dolche bekommt Ihr nicht,“ sagte Hieronymus. „Unbedacht und heftig, wie Ihr seid, möchtet

Ihr Euch leicht ein Leides damit antun. Aber der rote Kamm wird schön stehen in Eurem schwarzen Haar. Nehmt ihn, aber versprecht mir, das ehr- und tugendsame Mägdlein zu bleiben, das Ihr vordem wart.“

Am nächsten Abend aber wiederholte sich das Gleiche. Wieder schlich Concettina des Nachts fort, wieder wurde sie von ihrer Mutter halb tot geprügelt. „Ach, wenn doch die Alte stürbe,“ sagte sie zu Hieronymus. „Nichts mehr nütz ist sie auf der Welt und mir stiehlt sie meine Jugend!“ — „Ihr seid schlecht, Concettina,“ sagte Hieronymus im Innersten empört. „Wohl haben die Leute recht, die das behaupten. Geht, ich mag Euch nicht mehr sehen!“

Diesmal blieb Concettina trotzig fort, dem Hieronymus aber ward es so leer, wie noch nie. Er sagte sich, daß er wohl mehr Geduld mit dem Mägdlein hätte haben sollen, um sie auf den Pfad des Guten zurückzubringen. Aber er ward sich bald klar, daß es ihm nicht um das ‚Gute‘ zu tun war, sondern daß die große leuchtende Liebe in sein altes Herz Einzug gehalten hatte.

Demütig bat er Concettina wiederzukommen und überhäufte sie mit Geschenken, und sie kam auch wieder. Und während er nicht wagte, des Mägdleins Finger zu berühren, schenkte sie ihre junge Minne

anderen, denn nun war es schon längst nicht mehr der Scholar, aber das sagte sie Hieronymus nicht.

In einer wunderklaren Sternennacht war's, da stand Meister Hieronymus am Fenster. Sein Liebeskummer ließ ihn nicht schlafen. Er wagte nicht, das Mägdlein zu fragen, ob sie sein werden wolle — wenn sie ihn ausschläge würde es ihn zu tief schmerzen und wenn sie ihn doch nähme, würde er den Zweifel nie überwinden, daß es nur aus Eigennuß geschehe. Wie sollte sie ihn denn lieben, ihn, den Alten, den Gezeidneten! — — Draußen war's still, die Stadt schlief, nur der Himmel leuchtete.

Da hörte er einen leichten Schritt und ehe er sich noch aus dem Fenster beugte, wußte er schon, daß es Concettina war. Sie schlich an seinem Hause vorbei zu dem ihren und verschwand im Tor. Ist sie schon wieder ausgewesen? dachte er voll Schmerz. Und dennoch konnte ihm ihr böser Lebenswandel nichts anhaben. Er liebte sie. — Dann hörte er drüben ein leises seltsames Geräusch, und gleich darauf erschien Concettina wieder in ihrem Tor und rannte auf leichten Füßen wie gejagt davon.

Hieronymus schloß das Fenster und trat in sein Zimmer zurück. Nun war sie doch wieder zum Liebsten zurückgekehrt. Er wußte das alles schon so lange und doch tat es so weh. Dann nahm

er seinen Virgilius zur Hand und suchte zu vergessen.

Er schlief bis tief in den nächsten Morgen, wie er aber eben aufstand, merkte er einen ungewöhnlichen Auflauf in der Gasse und als er durch eine Spalte des Fensters lugte, um zu fragen, erfuhr er, daß Concettinas Mutter heut nacht erwürgt und beraubt worden war. Die Tochter aber sei verschwunden und wohl möchte sich der Verdacht auf sie lenken, wenn man nicht heut morgen die geraubten Gegenstände in der Nähe einer verdächtigen Zigeunerbande gefunden hätte. So habe man denn einstweilen die Zigeuner in Haft genommen, aber, fügte der Nachbar mit einem boshaften Lachen hinzu, die Herren vom Gericht würden wie immer in einem solchen Falle schon bei Hieronymus vorsprechen.

Da trat Hieronymus zurück und wußte alles. Und wenn er selbst im Spiegel auch das Bild Concettinas nicht in seinen eigenen Augen sehen konnte, so wußte er doch, daß es drin stehen müßte, klar und in leuchtender Schönheit. Und in wenigen Augenblicken würden die Herren vom Gericht eintreten und es sehen und alle mußten es erkennen. Und man würde sie fangen, denn weit konnte sie ja noch nicht gekommen sein auf ihren zarten kleinen Füßen. Und er sah sie im Armensünderkleide, das ihren

jugendschönen Körper umschloß und sah ihre großen schwarzen Augen angstvoll umherblicken. Aber keiner konnte ihr helfen. Und die Menge schrie: Muttermörderin! Dirne! Hexe! und bewarf sie mit Steinen und faulendem Obst. Und der Henker im Purpurgewand trat heran, da schrie Concettina auf, aber er packte sie bei ihrem schwarzen Haar und schleifte sie zum Richtblock. Mit einer großen Schere schnitt er ihr die Locken ab, während seine Knedite ihre Arme festhielten. Und dann drückten sie ihren Kopf auf den Block, während sie laut schrie und jammerte, und Meister Hämmerlein schwang das Schwert. Dreimal mußte er es schwingen, so ungeübt war er seines Amtes geworden, und auch nach dem dritten Mal hing der Kopf noch an einem Hautfetzen. Da packte ihn der Freimann und riß ihn ab und warf ihn zu Boden und das Volk jubelte. Aber die Lippen des Kopfes zuckten noch immer, und die schwarzen Augen waren groß und entsetzt aufgerissen, wie er da so ohne Rumpf am Boden lag. . .

Da schloß Hieronymus die Augen und wußte: das durfte nie sein. — Eine Stimme in ihm flüsterte: Warum willst du sie nicht preisgeben? Sie ist durch und durch böse. Es ist doch nicht schade um sie! — Aber er selbst antwortete: Eben, weil sie durch und durch böse ist. Sie ist ein Ganzes, schlackenrein

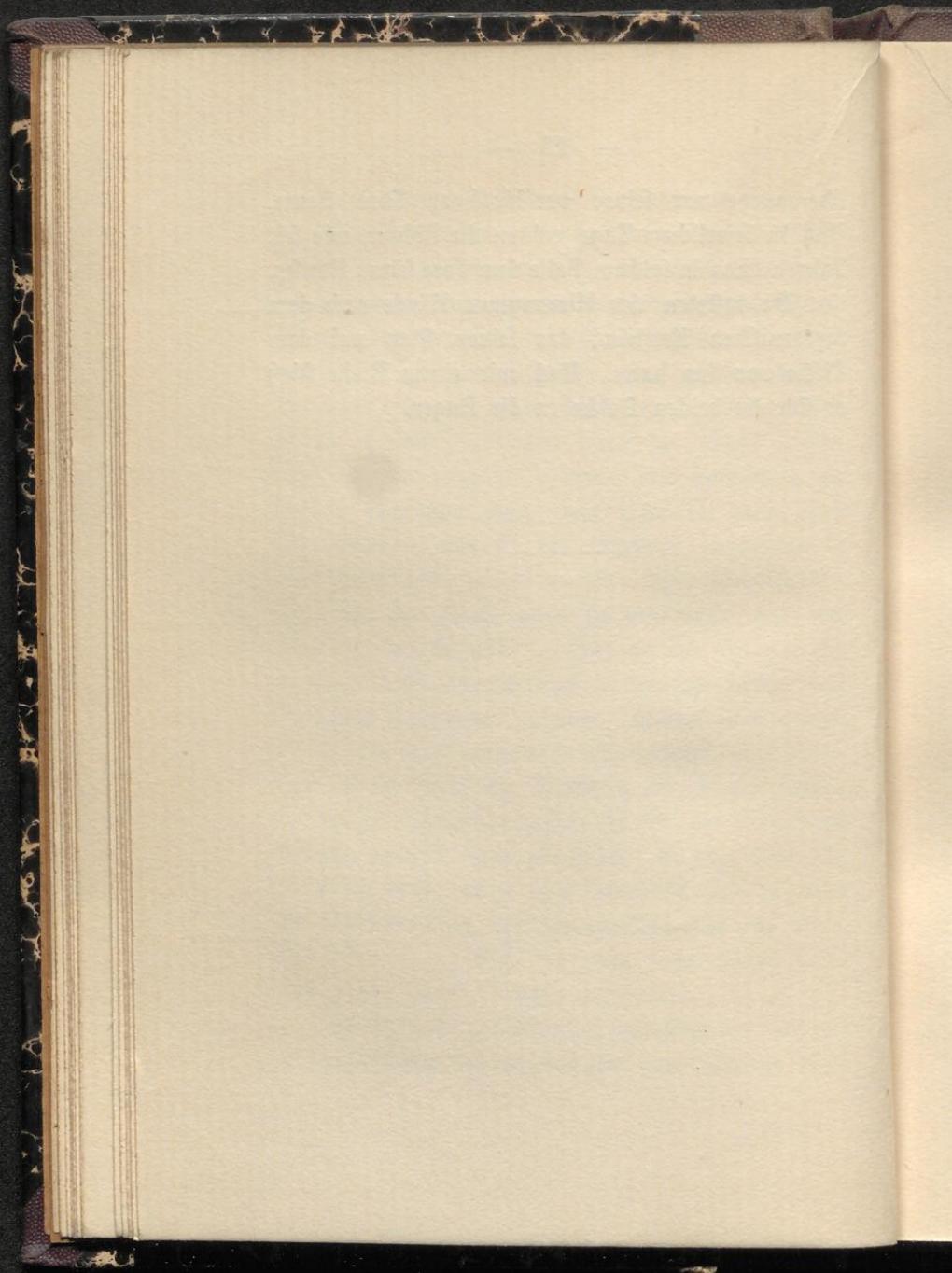
und vollkommen in ihrer Art. Und vor ihm, der ein klassisch gebildeter Mann war, stiegen die bösen Frauen des Altertums auf, die Messalinen und Theodoren in ihrer ganzen verabscheuungswürdigen Macht. Und er fühlte, wie etwas in ihm sich beugte vor diesem zarten Mägdlein, das seinen Weg so gradeaus nahm, so durch Blut und Verbrechen hindurch. — Dein Verbergen wird dir nichts helfen, sagte die eine Stimme in ihm. Wie kurzfristig die Justitia auch sein mag, bald wird sie auch ohne dich erkennen, daß sie die Zigeuner vergebens in Haft genommen haben. — Ha, sagte Hieronymus, aber Zeit zur Flucht wird sie bekommen und das ist alles, was sie will. — Und er sah sie vor sich in einem fernen Lande und in fremder Tracht, mit seltsamem Geschmeide angetan, schöner und größer als sie jetzt war, vergöttert und verhaßt, eine Mächtige, vor der man die Stirne in den Staub senkte. Ein großes Verderben würde sie für die Menschheit werden, vielleicht auch ein Glück. Er aber liebte sie. Liebte sie mehr als je und erkannte, daß es nicht die Tugenden sind, um derentwillen man die Menschen liebt . . . Und die rote Lohe seiner Liebe schlug über seinem Haupte zusammen.

Da hörte er ein Branden und Brausen und wie er hinausblickte, sah er, wie sich eine mächtige Men-

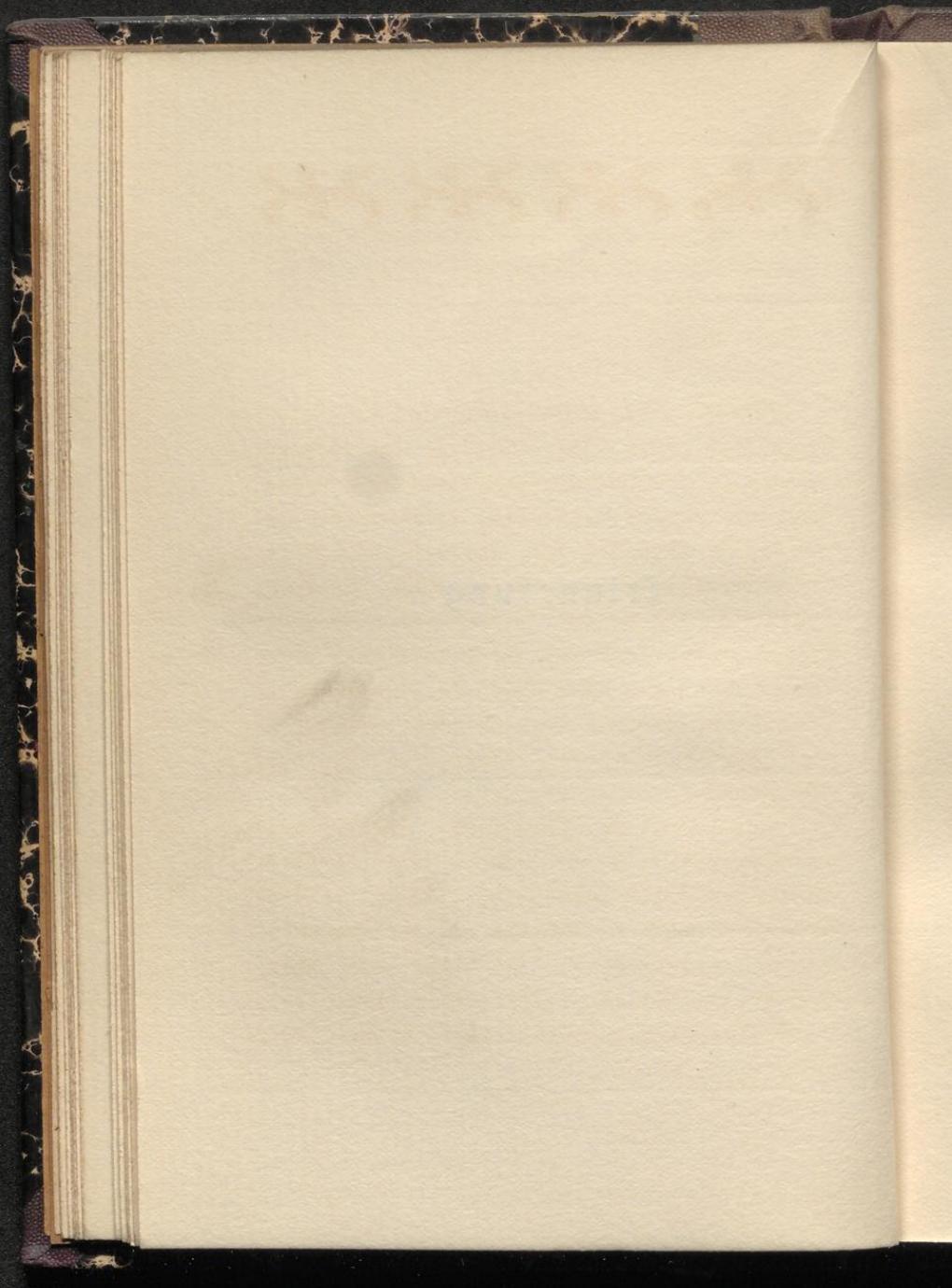
schonmenge vor seiner verschlossenen Türe staute.  
Und in feierlichem Zuge nahten die Richter, wie seit  
Jahren schon in solchem Falle dem Tore seines Hauses.

Da tasteten des Hieronymus Hände nach dem  
sarazenischen Kettlein, das seinen Platz auf dem  
Tische vor ihm hatte. Und mit einem Rucke stieß  
er sich die beiden Dolche in die Augen.

---



Erinnerung





## I.

Margarets Tod wirkte erschütternd auf alle, die sie gekannt hatten. Nur drei Tage war sie krank gewesen, an einer scheinbar ganz harmlosen Influenza; dann war plötzlich Herzschwäche hinzugetreten, und jetzt lag sie schauerlich still, das bewegliche Gesicht fast unkenntlich in seiner starren Ruhe. Im Hause schlichen die Verwandten lautlos umher, in tiefer Trauer, niedergedrückt von der Unheimlichkeit dieses Todes. Sie hatten Karls Wahl von jeher mißbilligt und sich mit Margaret möglichst schlecht vertragen — aber diesem Falle gegenüber schwieg doch alle persönliche Ranküne.

Karl entsetzte sie. Seine wilden, jähen Schmerzausbrüche paßten so gar nicht zu seinem sonst so ruhigen und beherrschten Wesen. Robert, der Arzt, entfernte heimlich den Revolver aus der Schreibtischlade und organisierte eine Art Wache unter seinen Brüdern und Schwägerinnen. Allein durfte Karl keinen Augenblick gelassen werden. Er hatte diese Frau zu lieb gehabt.

Dann kam die Reaktion, die furchtbare Schläffheit und Apathie. Karl lag still auf dem Sofa und hörte wie durch einen dicken Nebel die Stimmen der Menschen im Nebenzimmer, dessen Türe stets offen stand. Die Brüder trafen Anordnungen wegen des Leichenbegängnisses — die Schwägerinnen empfingen Kondolenzvisiten in ihrer stillen und leisen Art — und er fühlte: nur nicht mehr mittun müssen! Ich kann an dem Lebenskarren nicht mehr schleppen — ohne Margaret.

Die Verwandten hatten sie nie geliebt. Sie waren eine alte, feine Großindustriellen-Familie, eine von denen, die den oft angebotenen Adel immer wieder zurückwies, weil ihnen ihr bürgerliches Patriziertum höher stand als eine junge Noblesse, die sie mit allerhand zweifelhaften Größen der Sportwelt und der Börse zusammengewürfelt hätte. Es waren vier Brüder, der älteste Arzt, die andern in den väterlichen Fabriken tätig, alle verheiratet mit Frauen aus ähnlichen Kreisen, feinen, stillen Geschöpfen, die exklusiv und am liebsten innerhalb ihres Hauses beschäftigt waren, die Vornehmheit in der Einfachheit suchten und allen Luxus als etwas Parvenuhaftes verabscheuten. Und in diese Familie brachte Karl eines Tages von einer Schweizer Sommerfrische eine Braut mit, ein sprühend lebensfrisches, spöttisches

Geldköpf aus einer weit weniger soliden aber luxuriöseren Atmosphäre, ein verwöhntes Prinzeßchen ohne Geld aber mit großen Ansprüchen; eine Persönlichkeit, deren Reiz alle anerkannten und von der sich alle abgestoßen fühlten. Und Margaret gab's ihnen zurück. Sie fand die Frauen lächerlich, die sich kleideten wie ihre eigenen Köchinnen, mit gestärkten Unterrocken und schwerer Leinenwäsche und die alles graziöse Batist- und Spitzengekräusel als 'kokottenhaft' zurückwiesen. Nicht um den Preis der Welt wäre sie mit eingezogen in das alte Familienhaus auf der Wieden mit seinen kreuzgangartigen, weißgetündeten Korridoren und den riesigen dunklen Zimmern, in denen es weder Telegraphenleitung noch elektrisches Licht gab, weil man sich nicht entschließen konnte, um der persönlichen Bequemlichkeit willen mit der Tradition zu brechen. Und diese Geselligkeit! Alte Hofräte und pensionierte Generäle! — Margaret war fest entschlossen, ihren standard of life anders einzurichten.

Das führte sie auch aus. Sie war ganz die Persönlichkeit, um ein Mittelpunkt zu werden. Nicht schön, nur graziös, mit beständig wechselndem Gesichtsausdruck und einer spöttischen langen Oberlippe, die an die Madonnen des Fra Filippo Lippi gemahnte, — vielseitig begabt, nicht zum wenigsten mit einem merkwürdigen Nachahmungstalent, voll Chic und

wie von einem Gluthaude von Sinnlichkeit umweht.  
— — Karl stöhnte auf. Mitten in seinem großen Schmerz fühlte er dennoch: es war ja doch ein so unendliches Glück, daß ich es überhaupt gelebt habe! Wie arm sind meine Brüder!

Eine wahnsinnige Sehnsucht überkam ihn, sie zu sehen. Im Nebenzimmer war noch immer Besuch. Er stand leise auf und schlich sich über den Korridor in den großen Salon, wo sie aufgebahrt lag.

Im Trauergemach waren zwei alte Tanten, die immer Margarets besondere Heiterkeit erregt hatten, damit beschäftigt, die Kränze am Fußende des Sarges zu ordnen. Als Karl eintrat, fuhrten sie zusammen und die ältere versteckte hastig einen Gegenstand auf dem Rücken. Karl fragte müde und ohne Interesse:

„Was habt ihr da?“

Aber als er keine Antwort erhielt und die beiden alten Fräuleins einander nur hilflos anstarrten, fiel ihm dies auf und er stellte nochmals dieselbe Frage.

Die eine erwiderte: „Einen Kranz.“

„Von wem?“

Wieder wechselten sie Blicke, dann sagte die andere: „Wir wissen nicht. Er ist eben von der Blumenhandlung Marx geschickt worden. Es ist keine Karte dabei.“

Ihr Gebaren erschien ihm albern, und nervös, wie er war, sagte er: „Zum Kuckuck, warum zeigt ihr ihn denn nicht?!“

Und als sie hilflos und verlegen dastanden, trat er auf die ältere zu und riß ihr den Kranz brutal aus der Hand.

Es war weiter nichts Merkwürdiges an dem Kranz. Er bestand zum größten Teil aus Veilchen wie die meisten übrigen auch, denn Margaret hatte stets Sorge getragen, daß man ihre Lieblingsblume im Freundeskreise kannte. Aber eine große lila Moiréschleife hing daran und darauf stand in blassen Silberbuchstaben: „à mon adorée“. — —

Karl mußte erst nochmals lesen, ehe er begriff. Dann ließ er den Kranz fallen und verließ mit schweren müden Schritten das Zimmer.

\* \* \*

Er lag wieder drin auf dem Sofa und sagte sich: Sie hat mich betrogen. Es ist ganz klar, daß sie mich betrogen hat. Denn wer darf so einen Kranz schicken? Nur der, dem ein solches Recht zusteht.

Der andere Karl in ihm erwiderte: es könnte ja ein Irrtum sein. Oder eine Mystifikation.

Aber der erste Karl hohnlachte: Mystifikation! Wer könnte so etwas tun? Und was hätte er für ein Interesse dabei?

Es ist nicht nötig, daß sie dich betrogen hat, meinte der andere. Sie war so hübsch, man hat ihr soviel die Cour gemacht. Es kann ja jemand gewesen sein, der sie aus der Ferne angebetet hat.

Der erste ergrimmt: Aus der Ferne! Wie Margaret schon war, mit ihrem Temperament, ihrer leiditentflammten Sinnlichkeit? — Ein Schuft ist er wohl auf jeden Fall, der sie so bloß stellt, nach ihrem Tode! Seinen Triumph wollte er haben: da, ich hab sie auch gehabt, gerade so wie du, mehr vielleicht wie du! Die fünf glücklichen Jahre haben nur in deiner Phantasie existiert! Betrogen bist du worden, verlacht, Cocu, dumm und lächerlich und stolz auf deinen Besitz, wie sie alle! Ganz hab ich sie genommen, sogar die Erinnerung, sogar das Recht, um sie zu weinen! — —

Die Thür knarrte leise. Eines der alten Fräulein trat schüchtern herein. „Wir sind jetzt drinnen fertig, Karl. Morgen kommen wir wieder. Und nicht wahr, du weißt: wir schwätzen nicht!“

Er gab ihr die Hand und dachte: Brave alte Seelen! — Reden konnte er nicht.

---

Die ganze Nacht quälte ihn der Gedanke: wer ist er gewesen? Er dachte die Reihe der jungen Leute durch, die in seinem Hause verkehrten. Alle hatten Margaret den Hof gemacht und waren mehr oder weniger verliebt in sie gewesen. Sie aber hatte für alle nur die kameradschaftliche Überlegenheit, die ihren großen Reiz ausmachte. Mandimal kam sie zu ihm und sagte: „Der und der hat versucht, frech mit mir zu werden. Aber misch dich nicht hinein, bei euch Männern wird das gleich tragisch, eine Dame macht sowas mit e i n e m Wort ab.“ — Und mit dem Takt der Weltdame hatte sie solche kleine Zwischenfälle in freundschaftlichster Weise wieder in Ordnung gebracht.

Karl fühlte instinktiv, daß nach dieser Seite hin wohl nichts zu suchen war. Aber wo denn? Er kannte doch ihr ganzes Leben, sie waren ja auch die ganze Zeit über so wenig getrennt gewesen. Und wenn sie doch einmal nicht beisammen waren, so hatte sie ihm immer über ihre Flirts lustig und offenherzig Bericht erstattet und ihre Reden und Bewegungen überaus drastisch kopiert. Dann war diese ganze kindliche Aufrichtigkeit wohl auch nur Lüge gewesen. — —

Er drehte das elektrische Licht an und sah auf das kleine Pastellbild, das neben seinem Bett hing.

Es war von einem berühmten Maler gemalt und ein kleines Meisterwerk an Lebenswahrheit. Und wie er es ansah, dieses klug ironische Gesicht mit dem merkwürdigen Ausdruck in den Augenwinkeln und der langen spöttischen Oberlippe, wußte er plötzlich: Sie hat sich über mich genau so lustig gemacht, wie über alle andern auch. Wie hab ich ihr nur trauen können!

---

Er fuhr an der Seite seines ältesten Bruders hinter dem Leichenwagen her und hatte keinen Blick übrig für die schaurige Trostlosigkeit der endlos langen Simmeringer Straße. — Hier, wo jedes Haus ein Todesemblem trägt, das an das Ende des Großstadtproletariats und an Massengräber gemahnt, hier fühlt man erst, was ‚Sterben‘ und ‚Begraben‘, was ‚Leide‘ und ‚Verwesung‘ heißt. Draußen, in dem blühenden Garten des Zentralfriedhofs kommt einem das nicht so zum Bewußtsein. Aber hier ist Armut, Elend, Tod. Die blutigen Fleischstücke aus einer Pferdefleischhauerei hängen kameradschaftlich neben billigen Glasperlenkränzen für arme Leute, und die Menschen scheinen schmutziger, trauriger und dumpfer in dieser Atmosphäre des Todes. — Als ob alles, was elend und trostlos in der großen Stadt ist, sich hierher konzentriert hätte in die eine Straße . . .

Karl sah nichts und hörte auch nicht, was sein Bruder zu ihm sprach. In seinem Kopf summt eine Melodie, er konnte sich nicht erinnern, was es war. Endlich fand er den Text und damit die Ideenverbindung. Die Worte des Bajazzo: „Den Namen, sag den Namen!“ —

Draußen auf dem Friedhof ließ er die jungen Leute seiner Bekanntschaft nicht aus den Augen. — Alle kamen ihm so gleich vor, er konnte sie nicht voneinander unterscheiden. Sie trugen alle die gleichen feierlichen Gehröcke, schwarze Krawatten, schwarze Handschuhe und den Schnurrbart englisch zugestuft. Alle hatten die wichtigen und beileidsvollen Gesichter von Menschen, die nur ungern eine unangenehme Stunde mit den Leuten verbringen, die ihnen so viele angenehme geboten haben, die aber doch dieser Verpflichtung vollkommen korrekt nachkommen. Karl suchte nach einem Gesicht, das tieferen Schmerz und tiefere seelische Erschütterung ausgedrückt hätte, aber er fand keines. — Allen fiel seine Ruhe auf, und sie hielten sie für männliche Fassung. Er aber war mit seinen Gedanken ganz wo anders. In dem Moment, in dem der Sarg in die Grube gesenkt wurde, fiel ihm ein: die Blumenhandlung! daß ich da noch nicht gefragt habe! — — Und er beschloß, vom Begräbnis weg dorthin zu fahren.

Der Fiaker sah etwas erstaunt drein, als Karl ihm zurief: „Blumenhandlung Marx am Kärntner-ring!“ Er hatte sich die Begleitung seines Bruders für den Rückweg verboten und da er so ruhig war, ließ man ihn allein. — Aber das Fräulein in der Blumenhandlung wußte ihm auch nicht viel zu sagen. Es waren so viele Kränze gerade für diesen Trauerfall bestellt worden und fast alle aus Parmaveildien. Bezahlt sei der Kranz gleich worden, entnahm sie aus dem Buche, sie glaube, der Besteller sei ein alter Herr gewesen. — Nein, meinte das andere Fräulein, es war eine junge Dame. — Schließlich einigten sie sich dahin, daß sie wirklich keine Ahnung mehr hätten.

---

Er durchstöberte ihren Schreibtisch und ihre Kleider, die noch den zarten Duft ihres Körpers und ihres Lieblingsparfüms ausatmeten. Er fand nichts. Tausendmal sagte er sich: ‚Sie war unschuldig‘ — und glaubte es doch nicht mehr. In ihm war ein furchtbares Weh, das ihn nie verließ — aber es war nicht der Schmerz um sie, sondern die Trauer darüber, daß er keinen Schmerz mehr empfinden konnte, der Zweifel vergiftete alles. Das Glück seiner fünf Ehejahre erschien ihm null und nichtig, als wäre es nie gelebt. Er fühlte tief, wie wir eigentlich nichts besitzen, als die Erinnerung und wie wir unbewußt

jedes Erlebnis eigentlich nur im Hinblick auf die Erinnerung gestalten — und wie er deshalb so arm war, weil er sich nicht mehr getraute, sich dieser Erinnerung hinzugeben.

Mit seiner Familie verkehrte er weniger und weniger. Der pietätvoll bedauernde Ton, in dem sie von Margaret sprachen, war ihm entsetzlich. Den beiden alten Tanten hatte er es durch ein generöses Geschenk ermöglicht, einen Lieblingswunsch zu erfüllen und sich in ein freiweltliches Damenstift in Graz einzukaufen. Aber eigentlich tat er das nur, um sie aus den Augen zu bekommen.

Seine Geschwister beschlossen endlich, er müsse fort. Er gab ihnen recht und ließ sich wegschicken. Instinktiv wählte er Venedig, weil er dort mit Margaret seine Flitterwochen verlebt hatte und das Gefühl nicht los ward: Dort werde sie ihm wiederkommen. Er schlenderte auf der Riva degli Schiavoni spazieren und stand voll Bewunderung vor den Bildern seiner beiden Lieblinge, der heiligen Barbara in St. Maria Formosa und der heiligen Katharina auf dem wundervollen Madonnenbildnisse Bellinis in der Akademie. — Aber er vergaß nicht. Immer wieder mußte er an das denken, was ihm geschehen war. Er entsann sich eines Abend kurz vor Margarets Erkrankung. Sie waren gegen ihre Gewohn-

heit zu Hause gewesen und hatten mit ihren Büchern in seinem Arbeitszimmer gelesen. Plötzlich blickte er auf und sah Margarets Augen mit einem so funkelnden, lauernden Blick auf sich gerichtet, daß er ganz befremdet war. Er vergaß es bald, aber jetzt kam ihm das alles wieder und tausend andere kleine Züge auch, und die Zweifel wollten nicht schlafen. Und er fühlte dabei ganz genau, wie wenig Talent er im Grunde für diese Selbstquälerei hatte. Die furchtbare Angst kam über ihn: was wird das Leben denn noch von mir wollen? Ich bin ein armer Durchschnittsmensch, geschaffen zu arbeiten und meine Frau zu lieben und zu beweinen — und gerade ich erlebe seelische Komplikationen, denen ich nicht gewachsen bin. — —

Vier Wochen blieb er in Venedig, obgleich er fühlte, daß die Stadt ihm nichts zu geben hatte. Er war froh, als er heim durfte und sein Leben aufs neue beginnen, das nun leer war von Kummer, aber auch leer von Glück und von Erinnerungen.

## II.

In dieser Zeit trat eine Person in sein Leben ein, die schon früher einmal eine kleine Rolle darin gespielt hatte. Das war Fräulein Sibylle von Rüdiger,

eine entfernte Verwandte der Familie, die seit dem Tode ihrer Mutter sehr zurückgezogen und in bescheidenen Verhältnissen lebte. In ihrer Jugend hatten sie viel miteinander verkehrt. Karl hatte sogar geglaubt, ein tieferes Interesse für sich bei ihr zu entdecken. Erwidert hatte er es nie, aber er mochte sie sehr gern, weil sie klug und feinführend war. Später schloß der Verkehr ein, nicht zum wenigsten durch seine Heirat, denn Margaret faßte sofort eine Antipathie gegen Sibylle und nannte sie ihres stillen Wesens halber die ‚Jesuitin‘. So machte man sich nur die notwendigsten Besuche, schließlich sah man sich nur mehr an dritten Orten. Darum war Karl nicht wenig überrascht, als er eines Abends von der Fabrik nach Hause kam und in seinem Wohnzimmer Fräulein Sibylle von Rüdiger fand.

Fräulein von Rüdiger, die am Anfang der Dreißiger stand, war ein kleines schwächtiges Persönchen mit blassen, unbedeutenden Zügen, die nur durch ihre Augen Leben und Wärme erhielten, große schwarze Augen voll Sanftmut und Ernst. Sie hatte die Gewohnheit, bei der kleinsten Gelegenheit tief zu erröten, was sie weit jünger erscheinen ließ, als sie war. Für gewöhnlich sehr scheu und zurückhaltend, konnte sie sich im Verlauf des Gesprächs vergessen und warm werden und dann kam es wie ein Strahl

von Fanatismus in ihre Augen. Ebenso plötzlich verstummte sie dann wieder, erschrocken über ihre eigene Beredsamkeit.

Als Karl eintrat, stand sie auf und reichte ihm die Hand. „Ich wollte dir so gerne sagen,“ begann sie stockend — „beim Begräbnis war ich nicht — ich war krank — —“ sie verstummte.

Er drückte ihr nur die Hand, und sie schwiegen beide. Ihm waren Kondolenzen jetzt unerträglich. Dann, im Gefühl, daß er als Hausherr die Verpflichtung habe, Konversation zu machen, sagte er etwas unvermittelt: „Ich war jetzt in Venedig.“

Sie leuchtete auf. Venedig, das war eine ihrer schönsten Erinnerungen, ein Glanzpunkt ihres armen Altmädchen-Daseins. Sie liebte venezianische Kunst und venezianische Bilder. Karl brachte Mappen herbei. Sie wurden beide vertrauter.

Dann fiel ihm plötzlich ein: „Ich muß dir doch einen Tee anbieten.“ Er drückte auf die Klingel, aber niemand kam. Nach Margarets Tode hatte er den ganzen train-train beibehalten. Aber das Auge der Herrin fehlte, trotz der vier Leute geschah nichts mehr im Haushalt. Zum ersten Mal fiel es Karl auf, wie unwohnlich es bei ihm ausah, wie das Zimmer nicht geheizt war und der Staub dick auf den Möbeln lag.

Endlich gelang es ihm doch, den Tee zu beschaffen. Als er gebracht wurde, stand Sibylle auf und sagte schüchtern: „Du erlaubst doch?“ — Dann schenkte sie den Tee ein und machte Toast zurecht — alles mit ihren leisen, scheuen Bewegungen. Karl sah ihr schweigend zu und dachte, wie lange er schon keine behagliche Mahlzeit mehr gehabt hatte. Er schlang sein Essen immer nur hastig hinunter, erfüllt von Trübsal und schweren Gedanken.

Als ihn Sibylle beim Abschiednehmen aufforderte, sie doch auch einmal aufzusuchen und ihre Sammlungen zu besuchen, sagte er gern zu. Er fühlte sich behaglich in ihrer Gegenwart.

---

Fräulein Sibylle von Rüdiger bewohnte im vierten Stock eines alten Hauses drei winzige Zimmerchen, ganz vollgepfropft mit altem Hausrat. Aber Karl fiel es auf, wie geschmackvoll die einzelnen Stücke waren, und wie sie trotz ihrer Pietät alles Häßliche aus ihrer Umgebung verbannt hatte. An den Wänden hingen schöne alte Ölgemälde — ein kleiner Ruysdael darunter — und moderne Radierungen. Ein herrliches Blatt fiel ihm auf: Klingers Christus im Olymp. Es berührte ihn merkwürdig, das Bild hier zu finden. Als er das Original seinerzeit zum ersten Male sah, hatte er in tiefster Er-

schütterung davor gestanden: der Sieg des Christentums über die ausgemergelte, dekadente und ach! in ihrem Verfall noch immer so schöne Götterwelt! Die Seele, die sich von der Liebe löst, der sie noch immer durch einen Schleier verbunden ist und sich fanatisch vor dem bleichen Gottesmanne niederwirft, auf dessen Schritten Weidchen sprießen! Die ganze Heilssehnsucht der Menschheit in dieser hageren, dürftigen, armseligen Kindergestalt! — —

Er hatte sofort eine Reproduktion des Bildes gekauft und sie über seinem Schreibtisch aufgehängt. Aber er rechnete nicht mit Margarets übermütiger Spottlust. Sie liebte von den Modernen die brutale Sinnlichkeit Stucks am meisten und machte viele und gute Witze über den eierspeisgelben Christus und die anderen Gestalten. Einmal, nach der Rückkehr von einer Reise vermißte er das Bild. Margaret erklärte: es sei verräumt worden und momentan nicht zu finden. Zuerst ärgerte er sich darüber und beschloß ein neues zu kaufen, dann geriet die ganze Sache in Vergessenheit. Erst hier fiel es ihm wieder ein.

Sibylle trat ein. Er fragte, woher sie das Bild habe. Sie erzählte, einer ihrer Freunde, ein alter Kupferstecher, habe es gemacht. Im Handel sei es überhaupt nie erschienen. Dann zeigte sie ihm ihre

übrigen Schätze. Er staunte über die seltsamen und köstlichen Dinge, die sie oft aus den verborgensten Winkeln mit feinem Spürsinn zusammengelesen hatte. Er sagte ihr ein paar anerkennende Worte über ihren Kunstsin und ihre feine Bildung. Da wurde sie sehr rot und sagte leise: „Ich hab ja nichts anderes.“ Die ganze Resignation des alternden Mädchens, in dessen armen Leben die Kunst Duft und Würze sein muß, lag in ihrem Ton. —

Von diesem Tage an wurde der Verkehr zwischen Karl und Sibylle ziemlich lebhaft. Er empfand es als ein Glück, mit einem Menschen verkehren zu dürfen, den er in der Zeit seiner Ehe kaum gekannt hatte und der von dieser Ehe so gut wie nichts wußte. Er sprach niemals über Margaret mit Sibylle, und sie fragte auch nicht. Die Kunst, namentlich die Kupferstecherei, für die sich beide sehr interessierten, gab das Hauptthema ihrer Gespräche ab. Aber manchmal öffneten sie einander leise und verstoßen die Thürchen ihrer Seelen, um sie dann, schein und verschlossen wie sie beide waren, rasch wieder zufallen zu lassen.

---

Karl sagte sich natürlich, es habe immerhin etwas Sonderbares an sich, daß Sibylle ihre Beziehungen in jenem Augenblick wieder angeknüpft

hatte, in dem er ein freier Mann geworden war. Aber er war sich ebenso klar darüber, daß, falls eine Absicht von Seiten Sibyllens vorlag, dieselbe ihr selbst noch unbewußt — also eigentlich überhaupt noch keine Absicht war. Ihr Leben hatte nicht das Provisorische an sich, das die Existenzen jener Mädchen haben, die noch auf eine Veränderung hoffen. Sie war fest und ruhig; so lebte sie, so wollte sie sterben. Sie hatte sogar schon die Bitterkeit überwunden, die lange Zeit nach jeder Resignation das dominierende Gefühl ist.

Es war natürlich, daß ihm selbst auch der Gedanke einer Heirat mit Sibylle kam. Aber er wies diese Idee immer wieder scheu zurück. Er hatte so schlimme Erfahrungen in seiner ersten Ehe gemacht — wer weiß, was für Komplikationen eine zweite bringen würde. Sibylle war freilich keine Margaret — aber er fühlte sich auch um Jahrzehnte älter als damals und müde und ruhebedürftig. Ruhe fand er freilich in seinem jetzigen öden, sonnenlosen Junggesellendasein auch nicht. Als er sich dabei ertappte, daß seine einzigen behaglichen Stunden die waren, die er bei Sibylle verbrachte, wurde er sehr nachdenklich. Er bedurfte der Frau doch viel mehr als er gedacht hatte. Sibylle begehrte er nicht als Weib, aber als Kameraden. Von ihrem feinen, stillen We-

sen ging eine sanfte Ruhe aus, die ihm gut tat. Er sagte sich, daß sich hier noch eine Glücksmöglichkeit für ihn biete. Vielleicht war es die letzte.

Monatelang trug er den Gedanken mit sich herum, das Für und Wider erwägend. Endlich entschloß er sich, sie zu fragen, ob sie seine Frau werden wolle. Die Wirkung seiner Worte überraschte ihn selbst. Aus dem Munde des Mädchens rang sich ein Jubelschrei los, und in ihrem Körper fühlte er eine Leidenschaft pochen und zittern, die ihn fast erschreckte. Und dann gestand sie ihm, was er eigentlich schon ahnte, wie alt ihre Liebe zu ihm schon war, was sie gelitten hatte unter seiner Heirat und wie sie mit allem Glück schon zu Ende schien. Dann, als sie sah, wie ihre Leidenschaftlichkeit ihn befremdete, wurde sie wieder so blaß und still wie bisher, aber in ihren Augen war ein Leuchten, das sie nicht erlöschen machen konnte.

Seine Familie, der er seinen Entschluß alsbald mittheilte, verhielt sich durchaus zustimmend. Wer Sibylle war, wußte man wenigstens.

Schön, jung oder reich war sie ja nicht, aber sie hatte die Sympathieen aller, wenn sie auch nie jemandem näher getreten war und fast ängstlich jede Intimität vermieden hatte.

Die Hochzeit sollte sobald als möglich statt-

finden, denn beide fühlten die Lächerlichkeit des Brautstandes bei ernstern Menschen, die das jugendliche Getändel, welches diese Zeit verlangt, nicht mehr aufbringen können. Da das Trauerjahr auch schon abgelaufen war, hatte man auf nichts mehr zu warten. Sibylle war ernst und freundlich, wie sonst. Karl aber hatte das Gefühl, als ob sie sich zurückhalte, um ihm zu gefallen, und daß sie sich nach leidenschaftlicheren Liebkosungen sehne, als er zu geben vermochte. Einmal, als er sie küßte, schloß sie die Augen und flüsterte traumverloren: „Ein Kind vondir . . .!“ Aber sie faßte sich sofort wieder und vermied nun den ganzen Abend das Alleinsein mit ihm.

Er hatte gedacht, seine jetzige Wohnung beizubehalten, aber in diesem Punkte stieß er auf einen Widerstand, dessen er die sanfte Sibylle nicht für fähig gehalten hätte. Schließlich übergab er ihr einen Check mit dem Auftrag, eine Wohnung für sie beide zu suchen und alle Neuanschaffungen zu besorgen — er überlasse alles ihrem guten Geschmack. Damit hatte er ganz und gar getroffen, was sie wünschte. Er zog für ein paar Wochen ins Hotel und zwei Tage vor der Hochzeit führte ihn Sibylle freudestrahlend in das neue Nest.

Es war ein kleines grünberanktes Häuschen außerhalb Wiens, nicht in einem der fashionablen

Cottageviertel, sondern am äußersten Ende einer Fabriksvorstadt. Hohe Bäume verdeckten den Ausblick auf die Schlote. Nach der anderen Seite lagen die sanften Hügel des Wienerwaldes frei vor ihnen, als sei man wirklich weit von Menschenwohnungen entfernt und ganz auf dem Lande. Es war genau das, was Sibylle suchte. Die Einrichtung war ein sehr reizvolles Gemisch aus ihren und seinen Möbeln. Aber es fiel ihm auf, daß alles, was an Margaret erinnern konnte, fort und durch Neues ersetzt war. Ihn störte es nicht, denn Margaret war so ganz tot für ihn, daß er ihre Sachen ebenso gedankenlos immer vor Augen haben, als auch entbehren konnte. Aber auffallend schien ihm, daß Sibylle auch das kleine Pastellporträt entfernt hatte, das er als Kunstwerk sehr liebte, ungeachtet der Wandlungen seiner Gefühle für das Original. Es befremdete ihn von Sibylle, er fand es nicht ganz taktvoll. Sie, die seine Empfindungen für Margaret nicht kannte, hätte der einstigen Liebe ihres Mannes auch in diesem Hause ein Plätzchen einräumen dürfen. Als er sie aber darauf aufmerksam machte, glomm ein Strahl des Hasses in ihren Augen auf, und sie sagte hart: „Sie oder ich!“ — — Er sagte nichts mehr, denn er dachte daran, wieviel Haß sich in ihr gegen diese Frau aufgespeichert haben mußte, die ihr das Glück —

wie sie damals wohl dachte, auf immer — weggenommen hatte. Und er selbst hatte ja eigentlich auch keine Ursache, sich nach Margarets spöttischen Augen und ihrem kühlen Lächeln zu sehnen.

### III.

Die Hochzeit fand im kleinsten Kreise statt, und Sibylle gab sich ihm mit einer so jauchzenden Glückseligkeit, daß er zum ersten Male begann, etwas wie wirkliche Liebe für sie zu empfinden.

Er nannte sie lächelnd die ‚heimliche Bacchantin‘. Wie ihr scheinbar reizloser Körper ungeahnte Schönheiten entfaltete, so gab es auch in ihrer Seele Wildheiten, die ihn überraschten. Aber sie war klug genug, um zu wissen, daß er das nicht an ihr gesucht hatte und fand immer sehr schnell das ruhige Wesen wieder, das er an ihr liebte.

Sie verbrachten vier schöne Wochen in Perugia und Siena. Ihm war es, als sei mit Sibylle kein neues Element in sein Leben eingetreten, als sei es schon immer dagewesen. Es war eine Übereinstimmung in ihrem Fühlen, in ihrer Geschmacksrichtung, ein tiefes Verstehen, wie es nur zwischen Menschen von ähnlicher Veranlagung und Erziehung möglich ist. Noch schöner wurde es, als sie wieder zu Hause

waren. Von ihren Beziehungen zu den Menschen hielten sie nur die notwendigsten aufrecht. Sie hatten Bücher, Bilder und weite, einsame Spaziergänge. Über ihnen lag der tiefe Friede der Menschen, die endlich Ruhe gefunden haben.

Karl dachte manchmal: es ist eigentlich ein philiströses, ein Schlafrock- und Pantoffelglück. Aber er fühlte selber, daß er für eine so aufregende und aufreibende Lebensweise, wie die, die er mit Margaret geführt hatte, jetzt nicht mehr der Mann gewesen wäre. Er hätte nicht mehr die Glut des Liebhabers gehabt, um ihre Kapriзен zu erfüllen, nicht mehr die Energie, um ganz unmögliche Launen niederzuhalten. So wie er mit Sibylle lebte, in dieser Übereinstimmung aller äußeren und inneren Dinge, hätte er es von Anfang an haben müssen, um glücklich zu werden. Wie gut, daß es überhaupt noch gekommen war!

\* \* \*

Trotz allem Wohlempfindens machte er vor Ablauf des ersten Jahres eine Entdeckung, die ihn überraschte: nämlich, daß er eigentlich glücklicher war als Sibylle. Und doch lagen im Grunde die ‚Vorteile‘ auf der Seite des armen, alternden Mädchens, das

L. Andro, Die Augen des Hieronymus.

in späteren Jahren doch endlich seine Jugendträume erfüllt gesehen hatte.

Aber über Sibylle lag beständig etwas Sehnsüchtiges, dessen Ursache Karl sich wohl zu deuten wußte, sie wünschte sich Kinder. Ihm war dieser Wunsch fremd — fast ein wenig unbegreiflich. Seine erste Ehe war kinderlos gewesen, als er die zweite einging, erschien es ihm fast selbstverständlich, daß es auch diesmal so sein würde. Ein Kind, das war etwas, was er nicht kannte, was ihn fast erschreckte. Das war eine neue Verantwortung, eine Quelle unbekannter Möglichkeiten, etwas, das geeignet war, ihn aus dem tiefen Behagen herauszureißen, in das er sich egoistisch eingesponnen hatte.

Gleich in den ersten Monaten ihrer Ehe hatte Sibylle ihm mit strahlenden Augen die Mitteilung gemacht, daß sie alle Ursache habe, sich Mutter zu glauben. Ein paar Wochen darauf hatte sie sich unter großen Schmerzen niederlegen müssen und als sie wieder aufstehen durfte, war es mit ihrer frohen Hoffnung vorbei. Noch zweimal wiederholte sich dieser Vorfall im Lauf der ersten zwei Jahre, und beim letzten Mal nahm der Arzt Karl beiseite und erklärte, daß Sibylle kaum je Aussicht habe, ein lebendes Kind zur Welt zu bringen.

Karl tat es leid um Sibyllens willen. Ihm selbst

wurden ja keine Wünsche vernichtet. Aber Sibylle war nach jeder derartigen Erfahrung wie zerstört. Und nach dem letzten Male merkte er eine Veränderung an ihr, die ihn auf das Unliebsamste berührte. Sie wurde fromm. Tagelang konnte sie jetzt in der Kirche sitzen und wenn sie heimkam, hatte sie einen mystisch-ekstatischen Ausdruck in den Augen, der zu ihrem früher so ruhigen und klaren Wesen nicht paßte. Karl schüttelte den Kopf. Er selbst war ein überzeugter Atheist und hatte immer im Gegensatz zu seiner konservativen, gemäßigt frommen Familie gestanden. In seinen beiden Ehen hatte er nicht gegen religiöse Überzeugungen zu kämpfen gehabt. Margarets Weltlichkeit lag dergleichen überhaupt fern und Sibylle war freidenkend gleich ihm gewesen. Darum berührte es ihn überaus schmerzlich, daß sie sich in Gedanken so von ihm entfernte, in eine Richtung, die er nicht für heilbringend hielt.

Denn es wurde nicht besser mit ihr. Einmal hörte er sie so stöhnen, daß er zu ihr ging und sie mitleidig fragte: „Was hast du?“

Sonst antwortete sie auf solche Fragen nicht. Auch diesmal krümmte sie sich auf dem Sofa zusammen und wehrte ab: „Laß mich!“

Er wollte sie beruhigen: „Sibylle, Liebling, ich weiß ja, was dich so verzweifelt macht. Sei doch

ruhig, es wird ja alles gut werden. Du mußt erst nur kräftiger sein, dann werden wir auch ein Kind haben . . .“

Aber sie unterbrach ihn mit einem Aufschrei: „Nie werd ich ein Kind haben können! nie! nie! Das ist die Strafe, die furchtbare Strafe . . .!“ Sie stöhnte auf.

Nun wurde er zornig: „Wenn es das ist, was deine Pfaffen dir einreden, dann bleibst du besser zu Hause! Strafe! Was für ein Unsinn! Wofür solltest du denn gestraft werden!“

Sie jammerte: „Wenn ich nur glauben könnte! Aber ich kann ja nicht! Ich möchte mich dazu zwingen und kann nicht! Ich will meine Schuld ja büßen — aber nur nicht so! Nur nicht durch Kinderlosigkeit!“

Karl faßte ihre Hand. „Mein armes Kind, du bist krank. Du warst physisch schon ganz herunter, jetzt haben sie dich auch noch seelisch ruiniert. Versuch' doch so vernünftig zu sein, wie sonst. Daß du Malheur gehabt hast, ist einfach die Schuld deiner Anämie, deiner — was weiß ich! Eine Franzensbader Kur und alles kommt wieder ins Gleiche. Aber Schuld! Strafe! Wofür solltest du denn büßen!“

Sie flüsterte: „Für meine Schuld. Für meine furchtbare Schuld gegen dich.“

Er entgegnete: „Gewiß hast du eine Schuld gegen mich, nämlich die, dich so unerhört aufzuregen und dich in religiöse Ekstasen hineinzureden, die du nicht empfindest. Komm, man muß dich ja behandeln wie ein armes, krankes Kind. Du wirst dich jetzt ins Bett legen, ich werde dir ein bißchen Suppe hereinbringen lassen, und dann wirst du schlafen. Und morgen werden wir wieder unsere Waldspaziergänge aufnehmen, und alles wird gut sein.“

Aber sie schüttelte nur den Kopf und flüsterte: „Meine Schuld. Meine Schuld.“

Nun wurde er ungeduldig: „Was für eine Schuld gegen mich willst du denn durchaus begangen haben?“

Sie schlug die Hände vors Gesicht. Zwischen ihren Fingern durch konnte er nur zwei Worte verstehen: „Der Kranz . . .“

Er begriff noch nicht, was sie meinte, aber er mußte sich plötzlich niederlegen. Mit unnatürlich lauter und heller Stimme fragte er: „Was für ein Kranz? Was meinst du?“

Sie stöhnte: „So lieb hab ich dich gehabt . . . ich hab gewußt, nicht einmal gegen die Erinnerung an sie kann ich kämpfen. . . . Da hab ich den Kranz bestellt . . . du weißt doch — — à mon adorée . . .“

Er ließ ihre Hand fallen und verlieh mit schweren, müden Schritten das Zimmer.

---

Drinne in seinem Arbeitszimmer lag er auf dem Sofa und fühlte: dies ist eine längst bekannte, längst durchlebte Situation. Schon einmal war alles um ihn herum so zusammengebrochen, schon einmal hatte er eine geliebte Frau plötzlich in neuem Lichte gesehen. In seinem wirren Hirn identifizierte er beide Fälle und er meinte, wieder den Wadskerzen- und Blumengeruch der Totenfeier zu spüren. Aber gestorben war hier niemand als seine Liebe und sein Vertrauen.

Und dann kam plötzlich die maßlose Wut über diese gemeinste und raffinierteste Art der Verleumdung. Er hätte das Weib drin erschlagen können, wenn sie ihm nicht zu schlecht gewesen wäre. Und er sagte sich, daß er damit auch die furchtbaren Zeiten nicht hätte zurückkaufen können, die Zeiten des Zweifels und der Selbstqual und der Verzweiflung ob seiner eigenen Lächerlichkeit. Lächerlich, das war er gewesen, aber nicht, weil Margaret ihn betrogen hatte, sondern weil er so ruhig auf die Pläne dieser Heuchlerin eingegangen war, dieser Lügnerin, dieser Jesuitin. „Jesuitin“! Komm hervor, Margaret, feine, ahnungsvolle, unschuldige Seele,

komm hervor aus der staubigen, spinwebefüllten Kammer der Erinnerung, wohin du jahrelang verwiesen worden bist, komm hervor, du ungerecht Verdammte und freu dich deiner Rechtfertigung und verzeih!

Zwei Jahre lang hatte er mit Sibylle in ehelicher Gemeinschaft gelebt, in tiefstem seelischen Verstehen und hatte von ihrem wahren Wesen nichts gewußt. Oft und oft hatte er Untiefen in ihrer Natur geahnt und die Augen absichtlich geschlossen, weil er sie so sehen wollte, wie er sie wünschte, fein und zart und still. Und nun war sein Leben wieder einmal gebrochen und diesmal gab es kein Aufraffen mehr. Diesmal war der Ekel zu tief. Sehen konnte er das Weib nicht mehr. Er mußte fort, gleichgültig wohin. Ihm fiel Hamburg ein. Später wurde ihm klar, warum es gerade Hamburg war.

Er hordte. Alles still. Das Häusdien wie tot. Er warf ein paar Sachen in die Handtasche, das Nötigste für die Nacht. Das andere konnte er unterwegs kaufen. Dann schrieb er ein paar Zeilen an seinen Bruder, daß er auf unbestimmte Zeit nach Hamburg fahre, die Versdaffung ihrer Waren beaufsichtigen. Er wußte, daß die Familie merken würde, das sei gelogen, denn es gab momentan keine wichtigeren Versdaffungen in Hamburg. Aber das war

ihm gleichgültig. Auch was aus Sibylle wurde, war ihm gleichgültig. Materiell würde er sie sicherstellen. Andere Verpflichtungen gegen sie hatte er nicht.

Er schritt aus dem Tor. Keinen Blick warf er zurück auf das grünumspinnene, jasminumduftete Häuschen, das friedlich im Abendschein dalag. Die Grillen zirpten im Grase.

Er winkte einen vorbeifahrenden Wagen heran und fuhr zum Bahnhof.

#### IV.

Ein leichter Regen war eben über Hamburg niedergegangen, als er dort eintraf. Die Bogenlampen der großen Hotels und die Glühlampenschüre am Allsterpavillon spiegelten sich auf dem nassen Asphaltpflaster des Jungfernstiegs. Die Stadt schien dadurch in verdoppeltem Licht zu erstrahlen, in doppelter Lebens- und Arbeitsfreudigkeit.

Genau so hatte es ausgesehen, als er zum ersten Male da war. Vor sieben Jahren mit Margaret. Und nun ward es ihm klar, daß, was ihn zu Hamburg so hingezogen hatte, die Erinnerung an Margaret war. Sie war oft mit ihm dagewesen und hatte die Stadt und die Menschen sehr geliebt, das feine Patriziertum hatte ihr imponiert, denn es war

nicht ‚spießig‘, wie die identischen Wiener Kreise, sondern mit Luxus, Geschmack und Lebensfreude stark durchsetzt.

Er fuhr nach dem selben Hotel wie damals und hätte sich auch gern dasselbe Zimmer geben lassen. Das war nicht frei, und er mußte einen Stock höher ziehen, aber der Ausblick war wenigstens derselbe auf das Alsterbassin und ein Stück der grünumkränzten Außenalster mit den leuchtenden weißen Lichtpunkten der Segelschiffe und Schwäne.

Und nun begann sein Hamburger Dasein, eine Zeit des Müßiggangs und starken Gedankenlebens. Es war Margaret gewidmet, der vergessenen und verzerrten Margaret, deren Bild er vor sich selbst zu rekonstruieren bemüht war. Aber er fühlte sehr stark, daß es eine Erinnerung nicht gibt, daß jede Erinnerung ein Neuerschaffen ist, ein Umbilden, wie wir es gerade brauchen. Er hatte aus den paar Tatsachen, daß Margaret sich gern hübsch kleidete, mondaine war und Max Klinger nicht liebte, die Gestalt einer leichtfertigen Frau geschaffen, die ihren Mann hintergeht. Nun trachtete er, sie vor sich hinzustellen, wie sie wirklich gewesen war und konnte sich doch ihres Wesens nicht entsinnen und mußte zu kleinen Zügen seine Zuflucht nehmen. Wenn er sich ihre Erscheinung vorzustellen suchte, sah er sie immer

in einem dekolletierten rosa Kleid mit hochfrisiertem Haar, wie auf dem kleinen Pastell, das er besaß. Anders erschien sie ihm nie. Und daraus merkte er, daß nur das Pastellbild sich seiner Phantasie eingepreßt hatte, nicht aber ihre Person.

Dennoch half ihm Hamburg, die Erinnerung an sie stückweise zurückzufinden. Da war das Uhlenhorster Fährhaus, wo sie einen lustigen Abend verbracht hatten, da das bunte Gewirr des Hafens, die merkwürdigen alten Hamburger Häuser, die in Kanälen stehen und an Venedig gemahnen, die lärmende Lustigkeit des Matrosenviertels und die stille Pracht der Harvestehuder Villen. Einmal hatten sie wundervolle acht Tage auf Helgoland verbracht, nun fuhr er abermals hinüber. Langsam fand er die Erinnerung an sie wieder, an ihre Worte und ihre Stimme und die ganze wunderbar glückliche Zeit mit ihr, die er später geschmäht und schließlich gezeugnet hatte. Und der ganze Liebreiz ihrer Person kam wieder zurück, ihre kindische Keckheit und ihr Humor, ihre Grazie und Lebendigkeit und die Totenklage, um die sie einst betrogen worden war, die hielt er jetzt um sie.

Er lebte ganz für sich und suchte keinen seiner zahlreichen Geschäftsfreunde auf. Einmal traf er den Senator Rögersen, in dessen Haus er damals

viele angenehme Stunden verlebt hatte und wandte rasch den Kopf weg. Begrüßungen und Fragen wären ihm jetzt unerträglich gewesen. Der Senator stutzte bei seinem Anblick, schritt aber dann weiter, wie einer, der gedacht hat, einen Bekannten zu erkennen, aber einfieht, daß er sich geirrt hat.

Aus Wien erhielt er nur spärliche Nachrichten. Er lernte den Takt seiner Brüder schätzen, die weder seiner fluchtartigen Abreise noch Sibyllens mit einem Worte erwähnten, sondern ihn nur baten, sich solange ‚Urlaub‘ zu gönnen, als er es für notwendig finden würde. Seine Funktionen in der Fabrik könne Franz, der jüngere Bruder, einstweilen übernehmen.

— Von Sibylle hörte er nichts mehr. Er hatte lange briefliche Erklärungen und Bitten um Verzeihung gefürchtet — nichts von alledem erfolgte. Sie fühlte wohl wie er, daß das Geschehene irreparabel war und schwieg. Er schrieb an seinen Advokaten, um ein Kapital für sie sicherzustellen und bat, ihr gegenüber nichts davon zu erwähnen, sondern ihr die Zinsen zusammen mit denen ihres kleinen mütterlichen Vermögens, gleichsam als etwas längst ihr Gehöriges, auszuzahlen. Er dachte an Scheidung, dann gab er den Gedanken wieder auf. Er hatte einmal den Scheidungsprozeß eines Freundes in allen

seinen Phasen miterlebt und schauderte noch jetzt, wenn er an all das Widerliche dachte, das damals hervorgezerrt worden war. Es war ja auch ganz einerlei. Zusammen kamen sie ja doch nicht mehr.

Seine Zukunft lag dunkel vor ihm. Er wußte ganz genau, daß der Hamburger Aufenthalt nur ein Provisorium war, daß er zurückkehren mußte. Auch begann er sich langsam wieder nach seiner Arbeit zu sehnen. Zum Müßiggänger hatte er nur wenig Talent. Es gab Tage, wo er weniger streng dachte, wo das grünberankte Häuschen lockend vor ihm aufstieg und die Mappen mit den Kupferstichen und die Abendspaziergänge durch stille Felder. Wenn es je wieder so werden könnte, wie im ersten Jahre seines stillen, tiefen Glückes mit Sibylle. . . . Aber dann stand Margarets Bild vor ihm auf, und er wußte: das konnte nie mehr sein.

Und er dachte, was er schon in Venedig gedacht, warum gerade er, der dafür geschaffen war, nicht das Glück des einfachen Mannes finden konnte, der nichts liebt als seine Arbeit und seine Frau. Warum gerade er über das weite Feld der Psychologie gepeitscht wurde, der nichts wollte, als sein bißchen Schlafrock- und Pantoffelglück. Und er fühlte, welche wunderbare Selbstbeobachtungen andere an seiner Stelle angestellt haben würden, wel-

dies Kapital an Interessantem sie herausgeschlagen hätten, während er hilflos neben seinem eigenen Schicksal einherging und nur um ein bißchen Ruhe zum Leben bettelte.

\* \* \*

Unter den verschiedenen Briefen, die ihm der Hotelportier eines Morgens einhändigte, befand sich auch einer aus Japan, den er für einen Geschäftsbrief hielt, bis ihm auffiel, daß die Adresse nicht das Wort ‚Mr.‘ sondern ‚Mrs‘ trug. Ein Vermerk des Postbeamten zeigte an, daß der Brief erst an Sibylle gegangen war, die ihn als nicht ihr gehörend, uneröffnet an seine Adresse hatte senden lassen.

Er öffnete und las :

„Meine geliebte Maggie, Du hast mir verboten Dir zu schreiben, und vier Jahre lang hab ich es auch durchgeführt. Aber nun, wo ich mich wieder zu meiner Europatour rüste, steigt mächtige Sehnsucht in mir empor, von Dir zu wissen und zu hören.

Du hast mir beim Abschied gesagt: Wozu schreiben? Briefe sind immer das Verderben, die Entdeckung, und die Zeit, die wir miteinander verlebt haben, wird nicht minder schön, auch wenn wir keine geschriebenen Dokumente davon besitzen. — Du hattest

ja so recht und warst ja so weltklug. Dennoch wäre mir die erste Zeit leichter erschienen, wenn ich manchmal von Dir gehört hätte.

Ob ich Dir treu gewesen bin? Margaret, das darfst Du mich nicht fragen, so wenig, wie ich Dich fragen werde. Es wäre unerhört, wenn ein Weib wie Du einem Mann gehören sollte. Das ist göttliche Gerechtigkeit, daß kein Mensch ein Monopol auf die Sonne hat. — —

Wenn wir aber wieder beisammen sind, dann wird die Flamme unserer Liebe hoch emporlohen, und alles, was dazwischen war, wird in tiefen Schatten zurücksinken.

Ich frage mich oft und bange, wie ich dich wiederfinden werde? Aber dann sagt mir mein Inneres, daß Du noch dieselbe bist, und daß wir beide das seltene Glück des ‚Nochmalerlebens‘ haben werden.

Wenn Du mir gleich an meine zweite (indische) Adresse schreibst, die Du ja kennst, trifft mich Dein Brief nach dort, und ich weiß, wo und wie ich Dich nach meiner Landung wiedersehen kann. Denn ich fahre direkt zu Dir und wenn es nach Spitzbergen wäre!

Verzeih mir, Geliebte, daß ich mein Versprechen gebrochen und Dir geschrieben habe. Du halt hoffentlich keine Unannehmlichkeiten davon. Aber die

Sehnsucht war zu stark und die Freude, Dich wiederzusehen!

Maggie! Sonne! Geliebte!

Dein Charley.

Karl ließ das Blatt sinken. Er war nicht einmal sehr erregt. Dem Schicksal beliebte es, ihn zu narren. Dagegen war er wehrlos. Er ließ es über sich ergehen.

Einen Augenblick fragte er sich, ob Sibylle nicht mit diesem Brief in Zusammenhang stehen könnte. Aber ein Blick auf den Poststempel belehrte ihn, daß er lange vor ihrem Auseinandergehen geschrieben war.

Er war kaum neugierig zu erfahren, wer dieser Charley eigentlich war. Einmal, so fiel ihm ein, hatte er Margaret von Hamburg aus nach dem Harz vorausgeschickt wegen der großen Hitze. Dort hatte sie die Bekanntschaft eines jungen Diplomaten gemacht, der in Tokio stationiert war, das mochte Charley gewesen sein. Vielleicht war es aber auch jemand ganz anderes. Wie das im Grunde gleichgültig war!

Er nahm Hut und Stock und schritt die Alster hinab. Er kam zu dem Harvestehuder Weg mit seinen üppigen blüthenumrankten Villen und prächtigen Gärten. — Er dachte an Sibylle. Und es schien

ihm, als sei ihre Schuld kleiner geworden, seit er wußte, wie es um Margaret stand.

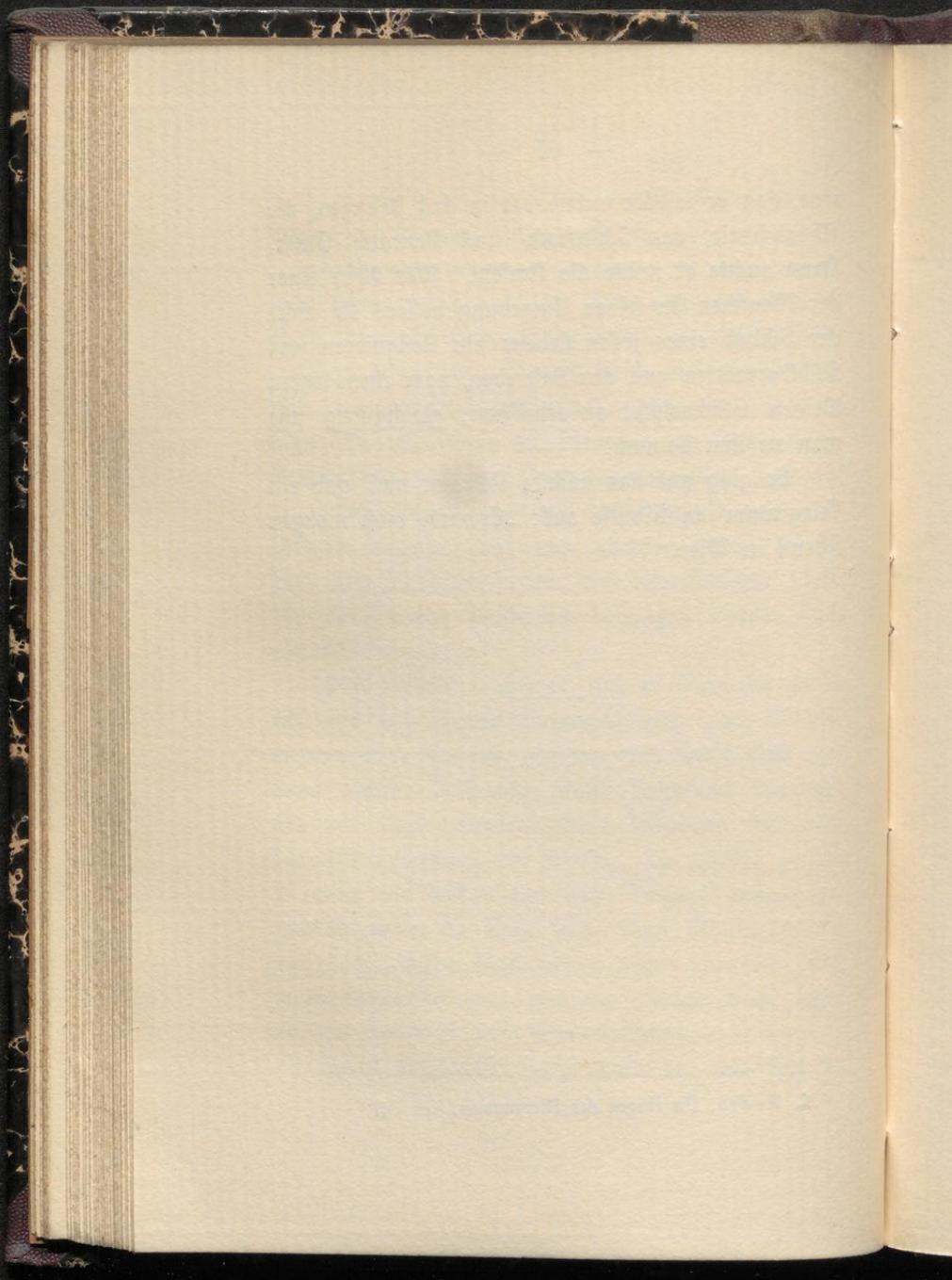
Und doch wußte er, daß es in Wirklichkeit nicht so war, daß Sibyllens Handlungsweise dieselbe blieb, wenn die Wirklichkeit ihrer Lüge auch zufällig recht gegeben hatte. Karl fühlte, wie ungerecht es war, daß er Sibylle jetzt milder beurteilte. Und er sagte sich, wie wenig die Menschen zu Richtern geschaffen sind, wie wir alles nur beurteilen, wie wir es gerade wollen und wie wir niemals von dem absehen können, was uns gerade Vorteil bringt. Und daß zu allen Zeiten aus eiferfüchtiger Liebe eben so schlimme Verbrechen begangen worden sind, wie das Sibyllens.

Und plötzlich wußte er, daß er schon die ganze Zeit mit dem Wunsch herumgegangen war, Sibylle zu verzeihen und sich nur vor sich selbst nicht getraut hatte. Und eine große Sehnsucht überkam ihn nach dem grünbewachsenen Häuschen und nach den stillen Abenden mit Sibylle. Sie würden gerade so leben, wie früher und von Margaret würde gerade so wenig die Rede sein. Und Sibylle würde voll tiefer, stiller Dankbarkeit gegen ihn sein, daß er zurückgekehrt war, und die einzige Buße legte ihr das Schicksal auf: Kinderlosigkeit.

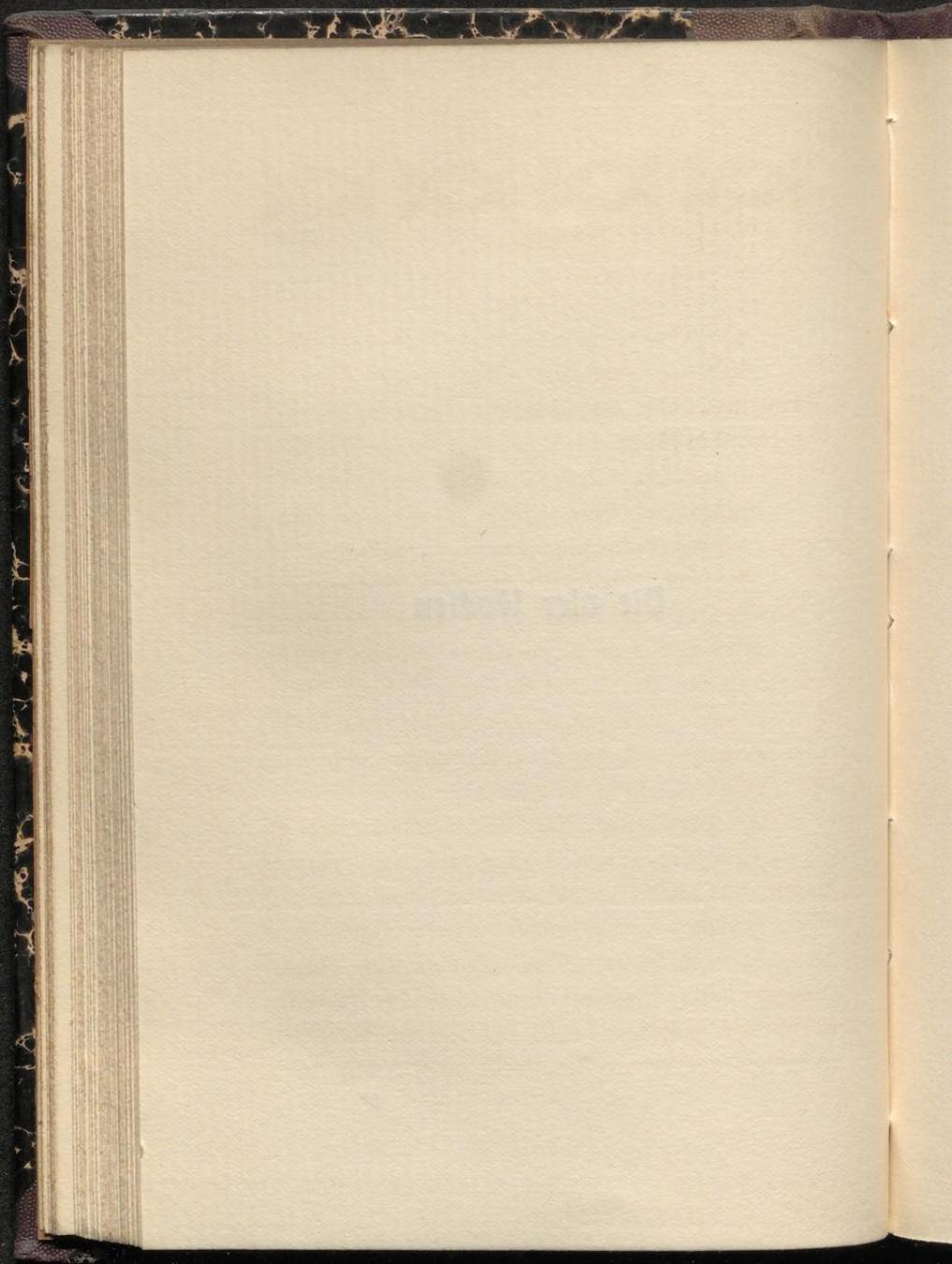
Einen Augenblick lang fühlte er, wie feig es

war, daß er wieder unterkroch in daß Behagen, die Häuslichkeit, das Schlafrock- und Pantoffel-Glück. Dann zuckte er müde die Achseln. War denn einer der Menschen in seiner Umgebung besser? Ist nicht der Schluß eines jeden Lebens ein Resignieren und Selbstverachten und das Bestreben, noch einen letzten kleinen Glückszipfel zu erhaschen, gleichgültig wie man zu ihm kommt? — —

Er ging auf das nächste Postamt und gab ein Telegramm an Sibylle auf: „Erwarte mich morgen Abend in Wien.“



Die vier Wochen





„Also — magst du mitkommen?“ sagte der Dramaturg Hans Schweedt aus Berlin zu der Konservatoristin Minni Plessek.

Minnerl sah auf: „Ja, wohin denn?“

„Aufs Land. Wo's schön ist — vier Wochen lang. So als Mann und Frau — magst du?“

„Wie schön!“ sagte Minnerl leise. Ob sie wollte! Da gab's doch keine Wahl.

„Aber nur vier Wochen lang! Dann muß ich wieder in den Beruf und du ans Studium. Keine Szenen, keine Aufregung, keine Tränenströme, Kleine! Vier Wochen. — Wenn du einverstanden bist, mach dich fertig!“

Der Dramaturg Hans Schweedt kannte die Konservatoristin Minni Plessek erst seit vierzehn Tagen. Er hatte in Theaterangelegenheiten nach Wien gemußt, was er höchst zuwider fand, denn wenn er auch seinerzeit aus Passion zum Theater gegangen war, wie einst Wilhelm Meister, so fühlte er sich doch jedesmal, wenn der Sommer herankam, gründlich von seinem Berufe degoutiert und wollte

am liebsten nichts mehr davon sehen und hören. Und nun gar Wien im Hochsommer! Der Charme und die Grazie der Stadt sind mit der wohlhabenden Klasse wie verschwunden. ‚Proletariat und Prostitution — das ist alles, was noch übrig ist‘, dachte er übellaunig, während er durch die glühheißen Straßen schlenderte, die von staubigen, mißfarbenen Bäumen eingefast waren. Nicht einmal das Himmelsblau konnte durch den grauen Hochsommersdunst dringen. Öde — Öde — Öde — in dieser Stimmung nahm er sogar die Einladung eines Bekannten an, mit ihm und einer hübschen Schauspielerin in einem Tingel-Tangelgarten zu soupiere.

‚Venedig‘ — es hatte einmal vor Jahren eine Imitation der Lagunenstadt dargestellt, die nun längst verschwunden war — gefiel ihm auch nicht sonderlich. Geldminkte Weiber schlechtester Kategorie — Strohwitwer mit dem gewissen ängstlichen Rundblick ‚ob man nur nicht zuviel gesehen wird‘ — eine schlechte Operette mit wenig Musik und viel Frauenbeinen — Papiercoriandoli, die in der Avenue geworfen wurden und auf unangenehme Weise hinter dem Rockkragen den Rücken hinabrieselten — das war alles, was er genossen hatte, als er endlich seine Gesellschaft traf. Auch die Schauspielerin entzückte ihn nicht. Er kannte den Typ des Mädchens viel

zu gut, das ihn zu berücken wünschte, um vielleicht 'engagiert' zu werden. Dann war noch eine unbedeutende kleine Klavierschülerin da, ihre Zimmernachbarin und mitgenommen weil 'es anständiger ausieht'.

Der Freund lehnte sich in seinen Sessel zurück und atmete mit Genuß die Atmosphäre von zweifelhafter Gesellschaft, grellem Licht und Wiener Musik ein, die Schauspielerin lachte silberhell, so oft es nur anging — sie wollte natürlich Naive werden — und Hans Schweedt rauchte eine Zigarre und gähnte. Bis sein Blick auf den Hals der kleinen Klavierspielerin fiel, die eine ausgeschnittene, weiße Bluse trug und eben den Kopf gewendet hatte.

Merkwürdiges war weiter nichts an dem Hals. Er war nur sehr zart, sehr jugendlich, leicht gebräunt, mit einem leisen, dunklen Flaum im Nacken. Anderswo wäre ihm das wahrscheinlich gar nicht aufgefallen. Aber hier, in dieser Umgebung berührte ihn der nackte Hals wie etwas merkwürdig Frisches, Jugendliches und Gesundes. Dann erst sah er das ganze Mädcl an. Sie war sehr jung, sehr mager, mit schmalen, etwas spitzen Schultern und vorgebeugter Haltung. Aber etwas wie ein herber Jugendreiz lag doch über ihr, etwas, das mit neunzehn Jahren unbedingt verflögen sein würde, das aber jetzt noch unstrcitig vorhanden war.

Auf dem Rückweg blieb er dann an ihrer Seite und brachte sie zum Plaudern. Lieber Gott, was für ein armes kleines Leben! Ins Konservatorium ging sie, aber mit den anfänglichen Künstlerträumen war's nichts, sie wollte schon froh sein, wenn sie nachher Lektionen fand zu einer Krone die Stunde. Jetzt gab sie sogar Unterricht an benachbarte Greiskinder für zwanzig Kreuzer. Davon lebte sie und von einem winzigen Kapital, das ihr die Eltern hinterlassen hatten, und ein Onkel, der ein kleines Gütchen besaß, stiftete auch mandmal einen Schinken oder einen Korb mit Eiern. Die Tante schickte zuweilen alte Kleider von sich und den Cousinen — nicht geschmackvoll zwar, aber von gutem Stoff und nicht sehr abgetragen. Da war die schöne Zimmer Nachbarin ein wahrer Glanzpunkt in Minnerls Dasein — durch die gab's doch mandmal ein Freibillet ins Theater und ihre Bücher lieh sie auch bereitwillig her. Was ging es Minnerl an, was die sonst noch tat? Sie stand ja doch ganz allein, und kein Mensch fragte, was sie trieb und mit wem sie verkehrte.

Dabei war sie noch immer anständig. Einfach deswegen, weil noch niemand ihre magere Heuschreckengestalt und ihren schmalen Bubenkopf begehrenswert gefunden hatte. Alle sahen immer über

sie hinweg. . . . In Hans Schweedt stieg eine eigentümliche Rührung auf, als er an der Seite dieses kleinen Mädels in dem weißen, sanften Bogenlampenschimmer der Ringstraße einherging. Ein Bild erstand vor ihm von einem stillen kleinen Dorf, von Ruhe und Frieden und einem einfachen kleinen Mädels mit guten Hundsäugen, das er mitnehmen wollte. Eine zarte kleine Idylle von vier Wochen — nicht länger. — Und er traf sie wieder und küßte sie auf den Hals. Und dann fragte er sie, ob sie mitwolle. Und sie sagte Ja.

Bei seinem Freund erkundigte er sich, wo man denn mit einem kleinen Mädels hinkönne, ohne Aufsehen zu erregen und Bekannte zu treffen — denn der junge Mann aus gutem Hause schlug ihm doch noch immer in den Nacken. Nicht zu weit von Wien sollte es sein, bescheiden aber doch gut. Der Semmering und Reichenau wurden gleich wieder als zu überfüllt verworfen. Endlich fiel dem Freund ein kleiner Ort hinter Gloggnitz ein. Eine Stunde mit dem Wagen von der Station, entzückend auf der Höhe gelegen, Wiener Gesellschaft zwar, aber zumeist aus anderer Sphäre und jetzt so spät in der Saison wohl schon im Abnehmen begriffen.

An einem wundervollen Spätsommertag fuhren sie hin. Minnerl lehnte voll Wohlbehagen im Wa-

gen zurück und starrte in den tiefdunkelblauen Himmel. Auf den niedrigen Apfelbäumen, die die stau- bige Straße zu beiden Seiten einfaßten, fingen die Früchte schon leise an sich zu färben. Am Wege stand ein altes, verfallenes Bildstöckel dicht umrankt von längst verblühten Heckenrosen, deren rote Früchte wie Karneole aus dem gelblichen Laub hervorsahen. „Hetschepetsch,“ sagte Minnerl. Er lachte, der Wiener Ausdruck gefiel ihm.

Dann kamen sie durch einen Wald, dessen Boden rosa war von Eriken und dann an dem Schlosse vorbei, das die Gegend beherrschte. Nun lagen auch die niederösterreichischen Berge, Rax und Schneeberg, frei vor ihnen, in leuchtender Spätsommerklarheit, die Rinnen und Risse dunkelblau schimmernd in dem grauen Gestein. Nun noch höher hinauf, an weiten rosigen Kleefeldern vorbei und sie standen vor dem ‚Hotel‘ und wurden in ein Zimmer geführt, das Hans zwar etwas primitiv fand, welches von Minnerl aber für das schönste erklärt wurde, das sie noch je bewohnt.

Und nun begann das gemeinsame Leben. Hans hatte für Minnerl einen Ehering gekauft, einen falschen natürlich; es wäre ihm unangenehm gewesen, wenn die pensionierten Hofräte und Gymnasialprofessoren mit ihren Familien hier etwas über sie zu

tuscheln gefunden hätten. So sahen sie wie die übrigen ganz legitim und ehrbar an rotgedeckten Tischen unter den Kastanienbäumen vor dem Hause und verzehrten ihre Backhendl und ihren Apfelstrudel. Hans hätte es zwar lieber gesehen, wenn Minnerl nicht gar so heißhungrig gewesen wäre. Er hatte keine Ahnung, daß sie in den letzten Tagen buchstäblich verhungert war, nur um sich das Nötigste zur Reise anschaffen zu können. Auch daß sie die Knochen in die Hand nahm und das Messer in den Mund, war ihm nicht ganz recht. Er machte ihr einmal eine Bemerkung darüber. „Ha, wie soll ich die Sauce denn aufkrahen? Wann ich's mit'm Brot tu, ist's dir doch auch nicht recht!“ meinte sie. „Man läßt sie eben stehen!“ sagte er, leicht geärgert. Minnerl sah ihn mit offenem Munde an. Die Sauce stehen lassen! Was doch das Beste war! Solch eine Verschwendung und Sittenlosigkeit um der guten Sitte willen begriff sie einfach nicht. — —

Auch ihre Garderobe hatte Hans gleich zu Anfang mit kritischen Blicken inspiziert. Glücklicherweise besaß die Tante aus Mähren, aus deren Besitz das meiste stammte, einen soliden, wenn auch nicht eben guten Geldsack. Nur ein rotes verschnürtes Jäckchen, das sich Minnerl aus eigenen Mitteln angeschafft hatte, fand keine Gnade vor seinen Augen. Sie

war darob sehr niedergeschlagen. „Hör, mein schöner Affenjanker! Was hast denn gegen ihn?“ fragte sie betrübt. Aber er wurde von Hans unbarmherzig beiseite gelegt.

Nach ein paar Tagen erklärte er ihr resolut: den ganzen Tag faulenzten, das könne er nicht. Er müsse wenigstens Vormittag ein paar Stunden lesen. Sie war nicht entzückt, aber sie mußte sich fügen und täglich eine Zeitlang allein herumstrolchen. Aber wie allen wenig verfeinerten Menschen bereitete ihr das Alleinsein keinen sonderlichen Genuß.

Am Dörfel war nicht viel zu sehen — es war ja nur ein kleines Dörfel, sechs, sieben Häuser, Schule und Kirche. Der Kirchturm war vor kurzem mit frischen gelben Holzschindeln gedeckt worden, die blühten in der Sonne wie ein richtiges goldenes Dache. Und davor stand ein Vogelbeerbaum, der leuchtete in reifer herbstlicher Pracht. Aber das Schönste waren unstreitig die Schafe, eine ganze Herde mit ein paar ganz jungen Lämmlein dabei. Einmal band Minni dem jüngsten, einem schwarzen Tierlein mit weißen ‚Sockern‘ ihr blaues Tüchlein um. Da wurden die anderen wild und während einige scheu vor ihm zurückwichen, rannten die mutigeren mit gesenkten Köpfen gegen das Tierchen an und stießen es aus der Herde aus. „So geht es denen, die anders

sind“, sagte Hans, der zugeföhren hatte, philosophisch. Minni aber band ihm schnell das Tüchlein ab, und nun durfte es wieder frohgemut mit den andern traben.

Waren die Vormittage ein wenig öde, so war es nachmittags desto schöner. Da lagen sie beim Schlosse Wartenstein auf einer Wiese, die schon ganz lila war von dichten Herbstzeitlosenbüscheln und über ihnen sangen die Wipfel uralter Linden ihr Lied. Einmal, als der Fürst ausgefahren war, nahm Hans sie auch ins Schloß. Er war entzückt. War auch vieles modern, was gab es da immerhin noch für Schätze an alten eingelegten Schränken und Truhen, an vergilbten Stühlen und buntgeblütem Bauernporzellan! Weniger begeistert war Minnerl. Ihr schwebten als Inbegriff fürstlicher Pracht weite Räume mit sehr viel Gold und Rot und großen Ölbildern vor. Was da an dem alten schmutzigen Zeug sein sollte, begriff sie nicht so recht. Das fühlte sie jedoch, Hans war verstimmt über sie an dem Tag.

Aber das Leben war ja so schön . . . Der kleine braune vierte Finger hatte sich rasch an die leichte Last des Eheringes gewöhnt. Erst hatte sie jeden Morgen vergessen, ihn anzustecken, jetzt war ihr's, als fehlte der Finger, wenn der Ring nicht da war. Und die Wirtin und die Kellnerin und alle sagten

‚Gnädige Frau‘, als könnte es gar nicht anders sein. Sie schrak zusammen, als Hans eines Morgens sagte: „Nun sind’s nur mehr vierzehn Tage!“

Er aber hatte ihr Erblassen bemerkt. Das durfte nicht sein, er mußte sie an den Gedanken gewöhnen. Und nun sagte er jeden Morgen grausam ruhig: „Jetzt sind’s nur mehr dreizehn Tage — jetzt nur mehr zehn — —.“ Da brach sie in Tränen aus: „Hans — das ist doch nicht möglich!“

„Was ist nicht möglich? Kind, du wirst dir doch keine Dummheiten einreden? Vier Wochen — ich hab’s dir gesagt und dann Trennung — ohne Tränen, ohne Scene!“

Sie starrte ihn bleich an. „Dann wirst du mich einfach so — stehen lassen?“

„Willst du mir vielleicht damit sagen, daß ich ein gewissenloser Verführer bin?“ sagte er mit einem leichten Anflug von übler Laune. „Du warst doch kein Kind mehr — du hast doch das Leben gekannt. Du hast doch gewußt, was du tust!“

„Das mein ich ja auch nicht,“ sagte sie leise. „An Heiraten oder so hab ich ja auch gar nicht gedacht. Aber daß du schon so genug von mir hast . . .“

‚Weiß Gott, das hab ich,‘ dachte Hans. ‚Es war eine dumme Idee von mir, das kleine Mädel mitzunehmen. Sie ist nicht hübsch und nicht klug

und nicht einmal besonders originell. Wenn ich dem armen Ding nicht vier Wochen versprochen hätte — ich wäre längst nicht mehr da! Aber er beugte sich gutmütig zu Minnerl und streichelte ihren Bubenkopf. „Du dummes Mädel, verstehst du denn nicht, wieviel Schönheit in so ein paar farbigen Herbstwochen liegt? Und wie banal und verblaßt alles würde, wenn man es anders als vom ästhetischen Standpunkt aus nehmen wollte? Du wirst mir einmal dankbar dafür sein!“ Er küßte sie auf den Mund, dann nahm er ihren Arm und führte sie in den Wald und dort flocht er ihr duftende Cyklamen ins Haar und wünschte von Herzen, daß diese Waldidylle schon zu Ende sein möchte.

\* \* \*

Die Sommergäste begannen langsam den Rückzug anzutreten. Immer, so oft sich eine Familie geräuschvoll von der Wirtin verabschiedete und ihr Wiederkommen im nächsten Jahr verhiess, blickte Minnerl ihr gedankenvoll nach. „Und für die geht das Leben genau so weiter? Die bleiben in der Stadt mit ganz kleinen Veränderungen genau dieselben, die sie am Land waren!“ Und sie suchte sich ihr eigenes Leben vorzustellen, wie es früher gewesen war, das schmale Essen, das achttündige Üben auf

dem verstimmten Klavier, den weiten windigen Weg ins Konservatorium und den brummigen Professor. Aber alles lag so weit weg und sie trug so tief in sich die Überzeugung, daß es nie mehr wiederkommen konnte.

Die Tage, die nun kamen, waren ganz wie in Farbe und Licht getaucht. Die Felder waren schon kahl, aber die leuchtende Kraft der Herbstsonne schuf selbst aus den Stoppeln, zwischen denen die braune Erde hervorschimberte, weite Flächen dunklen Goldes. Und gegen Abend stiegen stets Wolken auf, damit die Sonne nicht einfach hinter den Bergen zu versinken brauchte, sondern die unerhörte Pracht eines goldenen und purpurnen und tief violetten Himmels zeigen konnte.

Hans hatte Minnerl nun schon lange an nichts mehr erinnert — es wäre zu grausam gewesen. Aber eines Abends mahnte er sie sanft: „Du mußt zusammenpacken, Kind. Wir fahren morgen.“

Sie sah ihn ansetzt an. Schon . . .?“

Er nickte. „Du kannst es dir selbst ausrechnen.“

Da brach sie in wilde Tränen aus. „Das ist ja nicht möglich, Hans! Einen einzigen Tag noch! Es kann doch noch nicht aus sein! Was kann dir denn daran liegen! Einen Tag — um Gottes willen — einen einzigen Tag!“

Er war ein wenig ärgerlich, weil sie ihr Versprechen nicht hielt und nun doch eine Scene machte. Dann siegte seine natürliche Gutmütigkeit. „Also gut — einen Tag noch. Aber dann — unwiderruflich.“

Aber der Himmel meinte es nicht gut mit ihnen. Am nächsten Morgen erwachten sie von dem Geklapper der Fenster, an denen ein eisiger Nordsturm rüttelte. Die Wolken hingen schwer herab, und das Nebelreißer verhüllte die Gegend. Der Purpur der Blätter und herbstlichen Beeren erschien als stumpfes mattes Braun. Vom Essen im Freien war keine Rede mehr. Man saß in dem großen, öden Speisesaal, dessen kahle frischgetündete Wände die Kälte noch empfindlicher auszustrahlen schienen. „Einen Schnupfen hol ich mir auch noch,“ sagte Hans böse und schlug seinen Rockkragen höher. Er spürte schon ein verdächtiges Kribbeln in der Nase.

Minnerl hatte die Tränen in den Augen. Aber sie war doch noch wenigstens hier und bei Hans. Nur das war nicht schön von ihm, daß er sich schon beim Frühstück den Eisenbahnkurier geben ließ und studierte, wie sie morgen früh am besten fortkämen. Die Resultate seiner Forschungen verstimmten ihn noch mehr. „Das kommt davon, daß ich deinen Launen nachgegeben habe! Nun ist mein Anschluß nach Berlin so knapp, daß ich mir am Südbahnhof,

wo wir ankommen, sofort einen Wagen zum andern Bahnhof nehmen muß und froh sein kann, wenn ich meinen Zug noch erreiche und am andern Morgen rechtzeitig in der Kanzlei bin. Wie bequem wäre das gewesen, wenn wir heut gefahren wären.“ Dann etwas freundlicher: „Es tut mir leid, daß ich dich nicht einmal mehr in deine Wohnung bringen kann. Aber wenn ich meinen Urlaub überschreite, der Direktor läßt nicht mit sich spaßen!“

„Es ist ja auch nicht nötig,“ sagte Minnerl. Sie war so tief überzeugt, daß es ja dazu nicht kommen konnte. Selbst dieser böse Tag, der jedes Verweilen im Freien unmöglich machte, erschien ihr nicht weiter schlimm. Die Fenster ihres Zimmers hatten sie mit Decken verhängt, damit die nasse Kälte nicht eindringen konnte, und die Wirtin hatte der frühen Dunkelheit wegen eine Lampe spendiert. Minnerl ging beim Packen leise hin und her, und Hans lag lesend und rauchend auf dem Sofa. Wenn das nicht schön war . . .!

Am nächsten Morgen fuhren sie aber doch. Eisig kalt war's, aber klar. Sie war froh und zuversichtlich und nickte all den lieben Dingen am Wege fröhlich zu. Es war ja nicht zu Ende, irgend etwas kam ja noch. Hans war sehr freundlich zu ihr.

Er freute sich über ihr frisches, strahlendes Aussehen und daß sie die Sache weiter nicht tragisch nahm.

Daß ihr Zug ein Schnellzug war, ärgerte Minnerl. Da dauerte die Fahrt nur eine Stunde. Als sie im Coupé installiert waren, sagte Hans sehr lieb: „Und nun dank ich dir, mein liebes Mädel, für die schönen vier Wochen!“ Innerlich aber dachte er: „Nie wieder! Welch eine verlorene Zeit!“ — „Ich werd dir schreiben — täglich!“ sagte Minnerl heiß. „Um Gottes willen!“ dachte Hans, aber gleich darauf fiel ihm beruhigend ein: „Ich brauch es ja nicht zu lesen!“

An der Station Meidling — der letzten vor Wien — stand er auf: „Also leb wohl, Kind — ich muß dann sehen, daß ich sofort in einen Fiaker komme, es ist keine Minute zu verlieren. Nimm dir nur auch einen Wagen und komme gut nach Haus!“ Er küßte sie. Sie hätte wohl auch ein Wort des Dankes sagen können, fand er. Aber woher sollte sie gute Manieren haben!

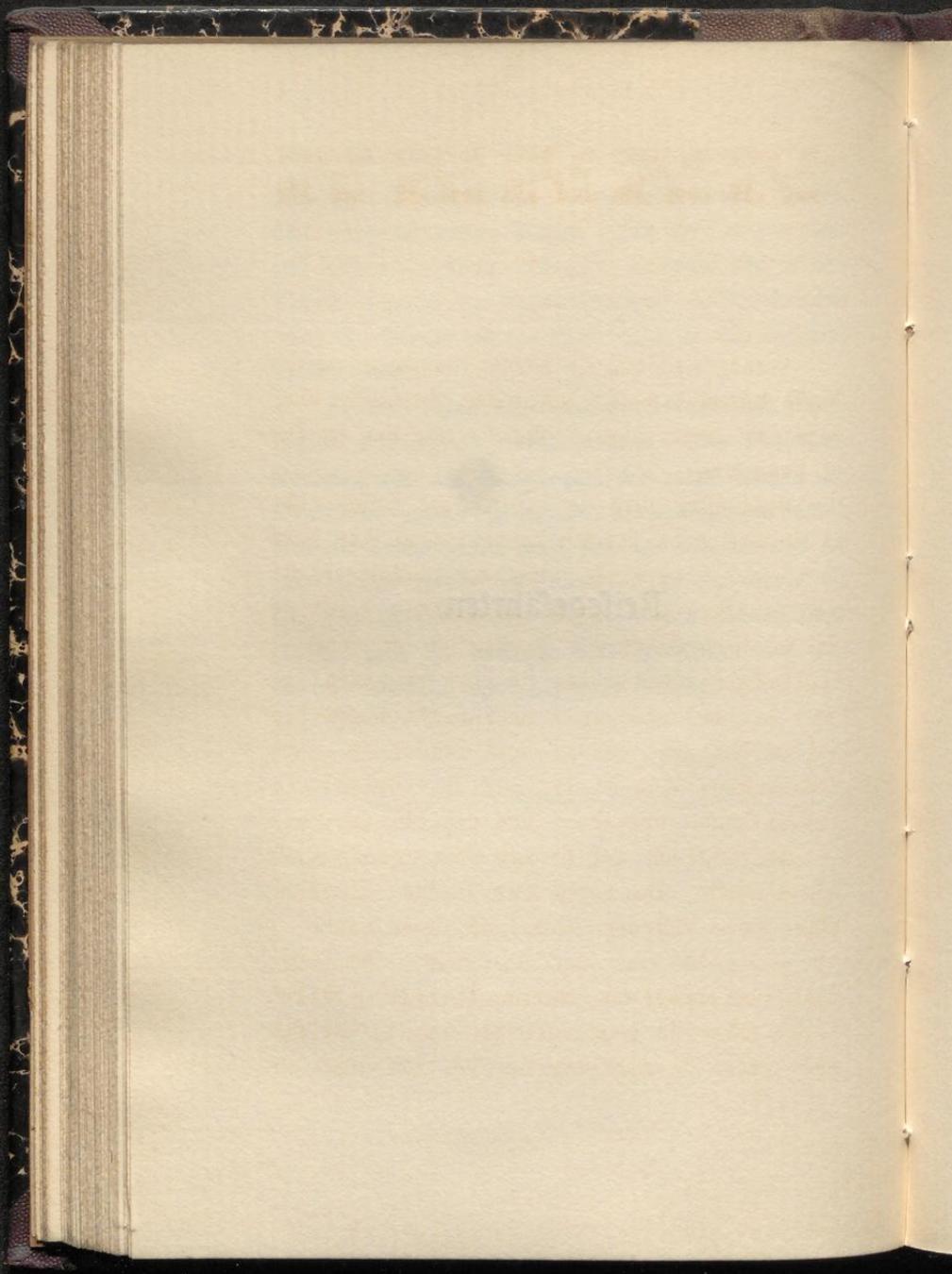
Sie fuhren in die Bahnhofshalle ein. Die Passagiere schriegen, die Träger liefen durcheinander, der Ankunftsärm wirkte betäubend nach der langen Stille. Minnerl folgte mechanisch über die Treppe an den Gepäckschalter. Er gab ihr ihr Handkofferchen in die Hand — der Träger war schon mit seinem Koffer zum Wagen vorausgeeilt — und küßte sie

flüchtig auf die Stirne. „Leb recht wohl, Kleine, und nimm dir einen Wagen. Laß dir's weiter recht gut gehen — adieu, adieu!“ Er warf sich in den Fiaker — „rasch, zur Nordwestbahn!“ — Der Kutscher trieb die Pferde an — dann war er um die Ecke verschwunden.

Minnerl stand allein auf der Straße, den Handkoffer krampfhaft umklammernd. Die Reisenden stürmten aus den Ausgängen, die roten Wagen der Elektrischen jagten mit schrillen Glockensignalen vorbei, und die Sonne schien grell auf das Pflaster und die paar längst verdorrten Bäume. Und ihr war's, als sei das Dasein etwas Fremdes und Schreckliches, etwas, was sie verlernt hatte zu lieben und was sie nun niemals mehr begreifen würde.

---

Reisegefährten





Gerade als Berta ein kleines Halbcoupé zweiter Klasse durchheilen wollte, um in den überfüllten Waggon nach einem Platz zu suchen, setzte sich der Zug in Bewegung.

Unschlüssig blieb sie stehen. Sie wußte nicht, ob sie hier werde bleiben können, denn ihre Karte lautete auf dritte Klasse. Aber der Kondukteur, der eben den Kopf zum Fenster hereinsteckte, beruhigte sie, die dritte sei so wie so überfüllt, er werde sie verständigen, wenn drüben ein Platz frei werde. So legte sie ihre kleine, etwas schäbige Handtasche hinauf ins Netz, setzte sich an einen Fensterplatz — den anderen hatte schon ein Herr inne, der einzige Passagier im Coupé außer ihr — und ließ sich's wohl sein.

Sie freute sich, daß sie auch einmal zweite Klasse fahren durfte. Das Leben hatte sie nicht verwöhnt. Waife eines Postkontrolleurs, Kleinkinderbonne — ein glänzendes Los war das nicht. Ihr Traum war's, noch einmal das Lehrerinnenexamen zu machen — das würde ihr eine andere Stellung vor der Welt geben; denn sie war ehrgeizig und hielt etwas auf

Bildung. Ihr winziges Kofferchen war schwer von den Klassikerausgaben, die sie immer mit sich führte.

Jetzt fuhr sie nach Prag, wo sie eine neue Stellung bei einem Advokaten antreten sollte — und wieder war ihr Kopf voll von Luftschlössern, Jane-Eyre-Träumen, wie jedesmal, wenn sie in ein neues Haus eintrat. Erfüllt hatten sich ihre Wünsche nie, aber sie glaubte und hoffte weiter. Und doch hätte sie das Leben schon kennen dürfen. Mehr als eine gute Stelle hatte sie wegen allzu großer Lebenswürdigkeit irgend eines männlichen Familienmitgliedes verlassen müssen. Man hatte ihr oft und oft die unzweideutigsten Anträge gemacht — aber heiraten hatte sie noch keiner wollen.

Manchmal war sie ihres Lebens herzlich müde und dachte: ‚Es muß ja kein Prinz sein und kein Lord und kein Pair von England — wirklich nicht! Wenn er mich nur lieb hat und ein ordentlicher Mensch ist und mich erhalten kann.‘ — — Und sie malte sich ihr zukünftiges Leben mit einem soldien Manne aus, und ein Häuschen irgendwo im Grünen spielte eine große Rolle dabei, mit etwas Vieh und einer Mildwirtschaft, — denn sie hatte die ungestüme Sehnsucht des Stadtkindes nach dem Lande. Aber das schien bisher fast ebenso unerreichbar für sie zu sein, wie der Pair von England.

Sie fuhrn über die weite, fruchtbare Ebene des Marsfeldes. Es war ein grauer Tag, auf vielen Feldern standen schon die Stoppeln. Berta fröstelte. Sie fing an, sich zu langweilen, zu sehen gab es auch gar nichts. Ihr Blick fiel auf eine Zeitung, die der Herr vis-à-vis eben aus der Hand gelegt hatte. Dieser bemerkte ihren Blick und reichte ihr das Blatt höflich dar, worauf sie dankte. Dann begann sie zu lesen.

Nach Frauenart studierte sie zunächst die Überschriften der Abfälle: Verletzung des Erzherzogs Hermann Eduard—Brand—Hinrichtung—die Wahlen—vom Wetter. Das interessierte sie nicht übermäßig. Sie begann ihr vis-à-vis verstoßen hinter dem Blatte zu beobachten.

Es war ein mittelgroßer, sehr stämmiger Mann von etwa vierzig Jahren, dem man wohl riesige Körperkräfte zutrauen durfte, dessen rotes, dickes Gesicht aber einen eher gutmütigen Eindruck machte. Die kleinen schwarzen Augen blickten angespannt und fast sorgenvoll. Er war mit einer Sorgfalt gekleidet, die eigentlich zu seiner Erscheinung nicht paßte, trug erlesene Wäsche und einen eleganten Salonrock, ein tadelloser Zylinder lag neben ihm. Er hatte ganz neue schwarze Handschuhe an, doch wurde Berta die Empfindung nicht los, daß

die Hände darunter rot, derb und fleischig sein müßten.

Zunächst blickte er unverwandt durch die Fensterscheiben, dann begann er seiner Nachbarin etwas Aufmerksamkeit zu schenken. Schließlich fing er eine Unterhaltung an:

„Wenn Fräulein vielleicht lieber eine illustrierte Zeitung lesen.“ Er zog ein zusammengefaltetes Papier aus der Brusttasche. Man merkte, er sprach wienerisch, wollte sich aber zu einem tadellosen Hochdeutsch zwingen.

„Nein, danke,“ sagte Berta rasch. „Ich sehe sowieso zum Fenster hinaus.“

„Die Gegend ist nicht interessant,“ meinte er. „Und bis wir nach Prag kommen, ist es schon finster. Fräulein fahren auch nach Prag?“

Sie nickte.

„Schöne Stadt!“ sagte er. „Ich kenn sie mehr vom Hörensagen. Ich bin zwar schon zweimal dort gewesen, aber immer nur beruflich, da hat man nicht viel Zeit, sich etwas anzuschauen. Die jungen Damen, die zu ihrem Vergnügen reisen, haben's da schon besser.“

„Ich bin nicht zu meinem Vergnügen dort,“ sagte Berta. „Ich gehe in Stellung.“

„Oh . . .!“ Er war überrascht. „Und wenn

ich fragen dürfte, in welcher Stellung sind Fräulein?“

„Erzieherin,“ sagte Berta etwas zögernd. Es war ja gelogen, weil sie doch nur Bonne war. Aber es klang so schön . . .

Das Wort verfehlte auch seine Wirkung auf ihn nicht. „Erzieherin!“ sagte er mit sidtlichem Respekt. „Das muß ein herrlicher Beruf sein!“

„Gewiß,“ meinte Berta mit Selbstbewußtsein. „Es gibt nichts Edleres, als die Jugend gedeihlichen Zielen zuzuführen.“

Er blickte sie bewundernd an. „Ha, so die Bildung, das ist freilich schön. Wer nur auch so zufrieden wäre . . .!“

„Sind Sie's nicht?“

„Ja,— wissen Sie — ich bin — — ich bin bei Gericht — — angestellt — — das ist schon nicht so schön — —“

„Es ist aber doch eine edle Aufgabe, für die menschliche Gerechtigkeit einzustehen,“ sagte sie und wunderte sich selbst, wie prächtig ihr die Worte von den Lippen flossen.

„Schon — — schon — —“ brummte er nachdenklich. Dann nach einer Weile: „Ich hab mir noch gar nicht erlaubt, mich Ihnen ergebenst vorzustellen.“ Er stand auf und präsentierte eine riesige Visitenkarte: „Josef Rössel.“

„Berta Rauscher,“ sagte sie, der sein Name gar nichts sagte. „Ich habe zwar keine Visitenkarte bei mir, aber Sie werden mir's hoffentlich auch so glauben.“

„Und so ein junges Fräulein läßt man schon allein in die Welt hinaus!“ meinte er nachdenklich.

„Ja, was will ich machen? Die Eltern sind früh gestorben, da sind wir halt bei Verwandten herumgestoßen worden, bis wir uns allein haben erhalten können. Ich bin seit sechs Jahren — seit meinem sechzehnten Jahr in Stellung.“

„Und sonst haben Sie gar niemanden?“

„Einen Bruder hab ich gehabt — ein Jahr älter wie ich. Der ist vor drei Jahren gestorben — vom Gerüst gestürzt . . . Dekorationsmaler war er. Sie haben mich ins Spital geholt, wie das Unglück geschehen war — aber er hat mich nicht mehr erkannt. Nur seine Todeszuckungen hab ich noch gesehen, das war furchtbar . . . Waren Sie schon einmal dabei, wenn einer gestorben ist?“ — Sie fuhr in der Erinnerung schauernd zusammen. Er schauderte mit. Dann stand er auf und schloß das Fenster. Wie ein Hauch des Todes hatte es sie beide getroffen.

Dann schwiegen sie. Es war ganz finster draußen, man konnte nichts mehr sehen als hie und da den Schein einer trüben Laterne, der draußen vorüber-

zuhuschen schien. Der Zug rasste an kleinen, schlecht beleuchteten Stationshäusern vorbei, an denen das Weinlaub welk und fezig herunterhing,

Nach einer Weile nahm er das Gespräch wieder auf: „Ich bin auch ganz allein.“

Sie nickte nur. Er fragte weiter: „Fräulein sind auch aus Wien?“

„Ja. Und Sie?“

„Auch. Das heißt, wohnen tu ich dort nicht. Ich hab ein kleines Haus in Mariendorf — an der Franz-Josefs-Bahn. Sie werden gewiß schon dort gewesen sein. Ich hab natürlich Telephon in die Stadt. Aber für gewöhnlich wohn ich immer draußen. Ich mag die Stadt nicht.“

„Ich auch nicht,“ sagte Berta lebhaft. „Schön muß das sein, so am Land! Denken Sie, ich war noch nie so recht draußen, nur einmal einen Sommer mit einer Familie in Pörtltschach und einmal in Ischl. Aber das richtige ist das doch nicht. Das denke ich mir so herrlich, ein kleines Haus und einen Garten und Vieh . . .“

„Hab ich alles,“ nickte er. „Eine Kuh und Geflügel und zwei Ziegen. Ich hab die Viecher gern. Lieber wie die Menschen.“

„— Sie haben's gut,“ sagte Berta nach einer Weile.

„Auch nicht so gut, wie Sie meinen,“ sagte er, und sein Gesicht nahm wieder den bekümmerten Ausdruck an, der ihr anfangs aufgefallen war. „Man ist doch sehr allein. So die Abende — das ist halt fad.“

„Gehen Sie nicht ins Wirtshaus?“

„Ja — das heißt — die Bauern haben doch eine gewisse Scheu vor einem — man ist doch anders . . .“

„Lesen Sie nicht?“

„Sie sind ein gebildetes Fräulein, Sie können sich nicht vorstellen, wie das ist, wenn man keine gute Erziehung bekommen hat. Ich hab als Fleischnacker angefangen. Aber ich beneide die gebildeten Leute — oh, ich beneide sie sehr . . .“

„Ist auch nicht soviel zu beneiden . . .“

„Sie haben aber doch so einen schönen Beruf . . .“

„Auch nicht so schön, wie er aussieht. Die Kinder, die nicht folgen — und die Frauen, die mit einem herumstreifen — und die Männer, die — —“ sie wollte sagen: ‚die einen sekieren und oft um sein bisschen Brot bringen.‘ Sie schwieg aber doch lieber.

„Aber es ist doch ein geachteter Beruf,“ sagte er. Sie lachte grell auf. „Geachtet! Ein Dienstoff ist man, nur schlechter gezahlt!“ — Es erschien ihr

plötzlich ganz überflüssig, ihr Dasein als ein beneidenswertes hinzustellen.

Nach einer Weile sagte er: „Sie sind noch so jung. Da kann das Glück schon noch kommen.“

„Was soll denn kommen? Aus einem Haus ins andere wird man gehehrt, bis man alt und krank ist und einen niemand mehr will.“

„Sie könnten doch zum Beispiel heiraten?“

„Je, wer ein armes Mädchel schon so nimmt!“

— Der Pair von England erschien ihr plötzlich als ein dummes Hirngespinnst.

„Ich bin auch allein,“ sagte er leise. „Verwandte hab ich keine mehr, und die andern Menschen — die finden sich nicht mit mir zurecht, und ich mich nicht mit ihnen.“

Sie schwiegen beide. Der gleiche Gedanke, der sie vielleicht schon lange beherrscht hatte, kam ihnen plötzlich zum Bewußtsein. Sie dachte: ein Lord ist er zwar nicht, wie ich mir's vorgestellt habe — aber er schaut gutmütig aus und scheint in guten Verhältnissen — und ein Häufel am Land hat er auch. — Und er dachte: sie ist jung und hübsch und gesund, und hat etwas gelernt — und aufs Geld seh ich ja nicht. — Und beide sahen sich an und beide senkten die Augen.

„Fräulein Berta,“ sagte er endlich, — „ich

darf doch Berta sagen — — so ein lieber Name — — Sie kennen mich nicht — ich weiß, es ist eine große, — —“ er suchte ein Wort und fand endlich ein schönes: „Kühnheit! — Aber Sie können sich nach mir erkundigen — in Mariendorf an der Franz-Josefs-Bahn. Die Rössel sind schon seit meinem Großvater dort ansässig — auch in Wien wird man Ihnen die beste Auskunft geben — beim Landesgericht . . .“

„Sie können sich auch nach mir erkundigen,“ sagte Berta leise. „Der Oberlehrer Raufcher in der Webgasse ist mein Onkel — ich bin aus einem guten Haus,“ fügte sie nicht ohne Stolz hinzu. „Mein Vater selig war Postkontrollor.“

„Ich weiß — ich hab mir immer eine feine Frau gewünscht — ich kann Sie auch erhalten, ich steh mich mit dem Häufel und alles in allem auf dreitausend Gulden jährlich — wenn es ein gutes Jahr ist, können es auch viertausend werden.“ Er streckte ihr die Hand hin. „Fräulein Berta — wenn Sie Ja sagen möchten . . .“

„Das kann ich doch nicht,“ sagte sie schämig. „Wo wir uns doch so wenig kennen . . .“

„Aber Sie geben mir Hoffnung für später?“ beharrte er dringend. Da legte sie ihre Hand in seine, die noch immer schwarz behandschuht war.

Und sie blieben eine Weile so Hand in Hand und schwiegen. Er dachte: „Keine Einsamkeit mehr!“ — Und sie dachte: „Nicht mehr herumgestoßen werden von einem Haus ins andere! — Und beiden war es, als sei plötzlich ein großes Glück gekommen.

Dann machten sie Zukunftspläne. „Einen Garten hab ich auch, da war aber bis jetzt nur Gemüse drin. Jetzt werd ich aber auch Rosen und Hollerstauden setzen lassen.“

„Und in die Stadt werden wir doch auch manchmal fahren, ins Theater,“ bat sie.

„Alles,“ sagte er zärtlich, „alles was Sie wollen. Aber ich hätt' noch eine große Bitte, Fräul'n Berta.“

„Was denn?“

„Einen Kuß — wo wir doch so gut wie versprochen sind.“

Sie lächelte. Mancher hatte sie schon brutal an sich gerissen. Aber so schüchtern war sie noch nie gebeten worden. Sie hielt ihm die Lippen hin.

Er neigte sich mit einem heiligen Respekt darüber und berührte sie kaum. „So ein Glück,“ flüsterte er. „Ein bißel Freude zu Haus — nach dem schrecklichen Beruf . . .“

„Warum schrecklichen Beruf?“ fragte sie. „Sie sind doch bei Gericht? Das ist doch nicht so schrecklich?“

„Schon — schon — —“ sagte er trüb. „Schon schrecklich . . .“

„Was sind Sie denn?“ fragte sie. „Warum geben Sie mir keine Antwort? — Warum wollen Sie mir nicht sagen, was Sie sind?“ rief sie von plötzlicher Angst erfaßt. „So reden Sie doch! Was sind Sie?“

Er wandte sich ab. „Scharfrichter,“ sagte er leise. — — —

Mit einem grellen Aufschrei machte sie sich los von ihm und stürzte auf den schmalen Korridor hinaus. Mit klopfendem Herzen und hochaufwogender Brust blieb sie stehen.

Das ganze Gespräch zog wieder an ihr vorüber. Und jetzt entsann sie sich auch, daß sie in der Zeitung von einer am nächsten Tage in Prag stattfindenden Hinrichtung gelesen hatte. Darum fuhr er hin. Und diese entsetzlichen Hände in den schwarzen Handschuhen, die sie berührt hatte!

Schon seit ihrer Kindheit hatte sie dieses furchtbare Grauen vor Hinrichtungen gehabt. Wenn sie in der Zeitung las, daß am nächsten Tage eine Exekution stattfinden sollte, konnte sie die ganze Nacht nicht schlafen. Und je näher die Stunde heranrückte, desto deutlicher sah sie das entsetzliche Bild vor sich, so genau sah sie es, so deutlich hörte sie das Läuten

des Totenglöckleins, daß es ihr war, als hätte sie das alles in einem früheren Leben schon miterlebt. Alles sah sie vor sich, den düsteren Hof des Landesgerichtes, in dem sie doch nie gewesen war, das fahle, angstverzerrte Gesicht des Delinquenten und wie das aufgestellte Militär den Todgeweihten grüßte. Und wie das Urteil verlesen wurde, und die Henkersknechte ihn packten und zum Galgen schleppten. Und der Henker waltete seines Amtes, und sie hörte das Knacken des zerbrechenden Genicks . . .

Und immer wilder wurde ihr Entsetzen, als sei es der Tod selbst gewesen, der sie berührt hatte. Der Tod, der schwarze Handschuhe auf seinen verfluchten Händen trug und einen neuen Zylinder hatte. Der seinen Beruf nicht liebte, es in einem ‚guten‘ Jahr aber doch auf viertausend Gulden bringen konnte. Und das Grauen kroch an ihr hinauf und machte ihre Zähne klappern und sie überlegte ernsthaft, ob sie sich wohl schwer verletzen würde, wenn sie aus dem fahrenden Zuge sprang . . .

Die Lokomotive pfliff, Lichter wurden sichtbar, die hunderttürmige Stadt tauchte auf. Langsam fuhr der Zug in die Bahnhofshalle. Der Reisegefahrte saß drin im Coupé, still und traurig und sprach kein Wort. Nur als Berta mit abgewandtem Gesicht ihre Handtasche vom Neß nahm, wollte er

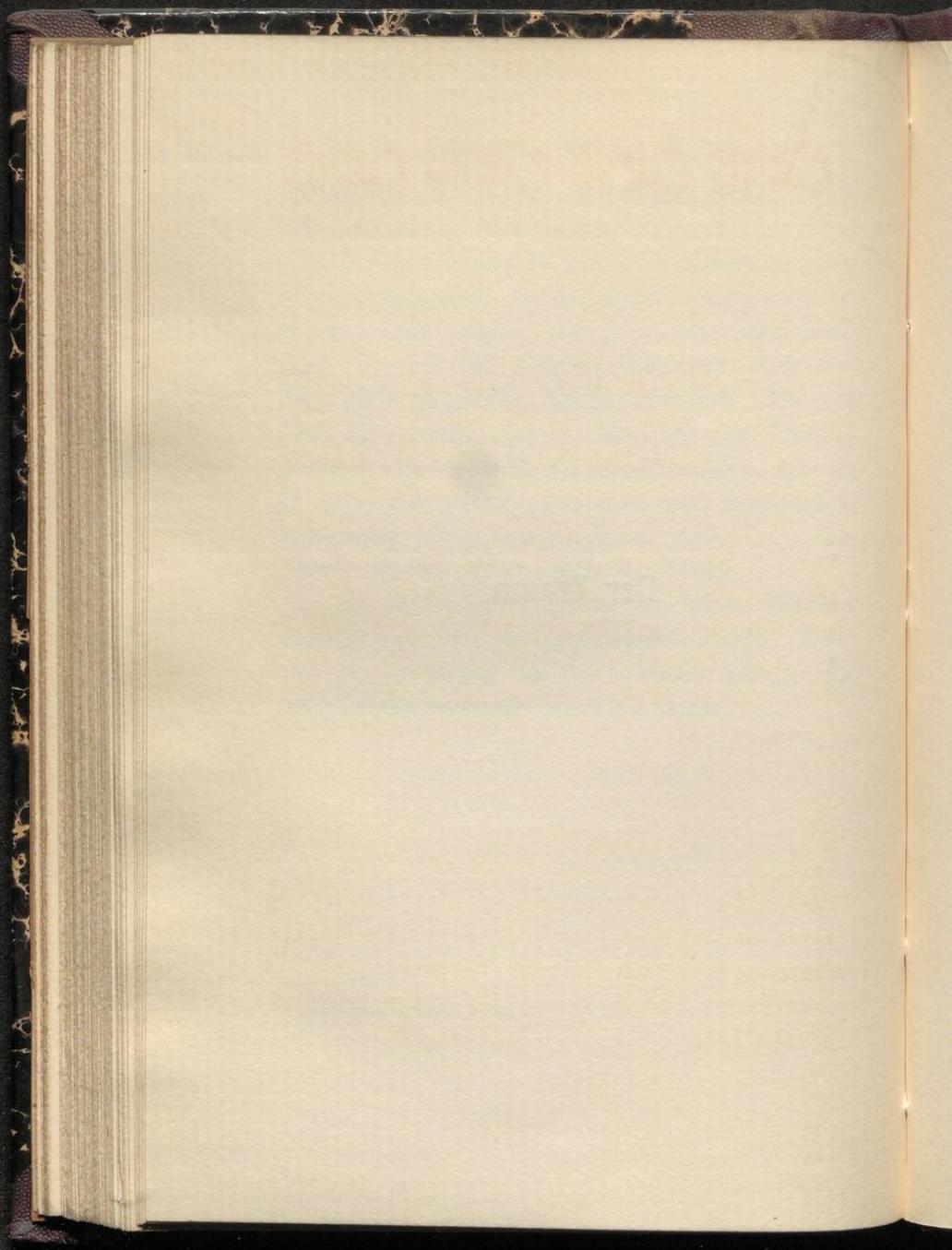
ihr helfen, aber sie wich mit Entsetzen zurück. Ohne sich umzublicken, stieg sie aus.

Draußen wurde sie von einer kleinen mageren Dame angesprochen, die Bertas Erscheinung mit einer Photographie verglich, die sie in der Hand hielt: „So, Sie sind also Fräulein Rauscher! Nach dem Bild hätte ich gedacht, daß Sie älter sind. Übrigens habe ich erwartet, daß Sie schon mit dem Frühzug kommen. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß mir so etwas nicht wieder vorkommen darf. Unpünktlichkeit dulde ich in meinem Hause nicht . . .“ Ihre scharfe Stimme verlor sich in der Menge.

Der Reisegefährte blickte den beiden Gestalten traurig nach, bis sie verschwunden waren. Dann ließ er sein Gepäck zu einem Wagen bringen und fuhr in das zweitbeste Hotel der Stadt.

---

Der Traum



# GHE GHE GHE GHE



Hilda erwachte so erschüttert und eigentümlich ergriffen von ihrem Traum, daß sie längere Zeit brauchte, um sich zu besinnen, wie sie eigentlich hieß und wer sie war. Es ging ihr öfters so, daß sie sich beim Erwachen erst erinnern mußte, welchen Namen ihr Ich führte und in welcher sozialen Lebensstellung es sich befand; aber heut brauchte sie besonders lange, um sich aus der Traumwelt in die Wirklichkeit zurückzufinden. Sie lachte über sich selbst, stützte sich mit den Ellenbogen auf und sagte sich halblaut ihre Generalien vor: „Ich heiße Hilda Ostermaier, bin Fabrikantensgattin, siebenundzwanzig Jahre alt und liege hier an der Seite eines Mannes, der zwar erbärmlich schnarcht, im übrigen aber ein vortrefflicher Mensch ist und den ich aus Liebe geheiratet habe.“

Dann ließ sie sich zurück in die Kissen fallen und begann die ‚Elemente‘ ihres Traumes zu analysieren. Das war ein förmlicher Sport bei ihr und ihrem Mann geworden, seit sie einmal ein wissenschaftliches Buch darüber gelesen hatten: es gelang ihnen auch tatsächlich oft herauszufinden, ob sie einen ‚Wunsch‘- oder einen ‚Angst‘-Traum geträumt hatten, und welche Dinge und Namen an Stelle der eigentlich richtigen substituiert worden waren. Sie bemühten sich gern, ein wenig Klarheit in das Wirrsal der Traumvorstellung zu bringen, aber diesmal wollte es ihr durchaus nicht glücken. Das was sie geträumt hatte, war keineswegs kompliziert, vielmehr höchst einfach, aber sie fragte sich: ‚warum erschüttert mich dieser Traum so sehr, da er doch etwas behandelt, was ich zum Teil schon weiß und was mich gar nichts angeht?‘ — — —

— — Hildas Freundschaft mit Fräulein Melanie von Tucher war nicht eben tief gewesen. Sie bestand hauptsächlich darin, daß man sich zu den beiderseitigen Gesellschaften einlud, und als Hilda heiratete, kam auch das ins Stocken, bis schließlich nach Melanies Vermählung der Verkehr ganz einschloß. Diese Heirat wurde allgemein mit der Spitzmarke ‚Liebesheirat‘ etikettiert, war aber in Wirklichkeit keine. Melanie, die schon sechsundzwanzig

wurde, fand die soziale Position eines Malers angenehmer und beneidenswerter als eine andere, und da sie sehr reich war, konnte sie sich diesen Luxus auch leisten — und er, Franz Röder, etwas jünger wie sie, bildhübsch und ziemlich willensschwach, ließ sich von dem ehrgeizigen und raffinierten Mädchen eben ‚nehmen‘. Hilda sandte dem jungen Paar ein sehr schönes Hochzeitsgeschenk, und damit war die Sache für sie erledigt. Darum berührte es sie merkwürdig, daß ihr Traum sie gerade mit Franz Röder zusammenführte.

Sie hatte geträumt, daß er erblindet war. Er stand barhäuptig in einem Garten, die Augen starrten groß und offen in die Sonne. Seine blonde, knabenhafte Schönheit, die ihr im Leben gänzlich gleichgültig gewesen war, erschütterte sie. Sie trat auf ihn zu und faßte seine Hand. Da sagte er: „Ich bin blind“ und barg schluchzend seinen Kopf an ihrer Brust. Und Hilda strich mit der Hand durch sein weiches, blondes Haar und ein Mitleid kam über sie, so heiß und wild, daß sie keine Worte fand. Sie küßte seine armen, heißen, blinden Augen und plötzlich wußte sie, daß sie alles für ihn hingeben und tun würde, daß sie nie mehr zurückkönnte in den fröhlichen Egoismus, der ihr das Leben bisher so leicht gemacht hatte. Und er umklammerte sie

hilflos und verzweifelt, und sie flüsterte immer wieder: „Aber sei doch ruhig! Ich bin ja bei dir! ich bin ja bei dir!“ Und das war ja das einzige Glück, daß sie beisammen waren . . .!

Als sie erwachte, war sie noch wie betäubt von der Macht des Gefühls, das sie im Traum empfunden hatte. Ihr Herz war noch wie verbrannt vor Weh um ihn und doch voll von Seligkeit über ihre Liebe. Unter ihrer Hand meinte sie noch sein weiches Haar zu spüren.

. . . Die Vorstellung, daß er erblindet war, begriff sie noch allenfalls. Vor Monaten war ihr einmal gesagt worden, daß Röder eine Ausstellung nicht besichtigt hatte, weil er an einem hartnäckigen Augenleiden laboriere. Es war ihr gleichgültig gewesen, wie ihr alles gleichgültig war, was sich auf das Ehepaar bezog. Aber daß ihr das heute, nach einem Vierteljahr, einfallen und sich so ausgestalten mußte — das verstand sie einfach nicht.

Sie stand leise auf und warf einen Schlafrock über. In ihr brannte etwas, das sie nicht zur Ruhe kommen ließ. Sie ging durch ihre Wohnung, die ihr in dem fahlen Morgenlicht unheimlich fremd vorkam. Sie erinnerte sich derselben Empfindung aus ihrer Kinderzeit. Immer am Morgen des 25. Decembers war das gewesen, wenn sie, lange bevor die

andern wach waren, aus dem Bett stieg und in das Wohnzimmer schlich, um zu sehen, ob die Christbescherung wirklich gewesen war, und kein Traum sie genarrt hatte. Wie damals hatte die Welt auch heut um fünf Uhr morgens ein anderes Aussehen, kalt und nüchtern und doch seltsam und phantastisch.

Ihr wurde kühl. Sie ging ins Schlafzimmer zurück, kroch in ihr Bett, zog die Decke über die Ohren und fand noch ein paar Stunden Schlaf.

\* \* \*

Ganz ruhig war Hilda am nächsten Morgen noch immer nicht. Sie fühlte sich eigentümlich erregt und mußte ihre Gedanken zu den einfachsten Beschäftigungen zwingen. Der Haushalt gab ihr viel zu tun, denn sie hatte ihre Köchin tags vorher ins Spital schicken müssen und noch keinen Ersatz. Dabei hatte sie immer die Empfindung von etwas eigentümlich Unwirklichen und sah die Zimmer beständig, wie sie ihr um fünf Uhr morgens erschienen waren. 'Ist es nicht sonderbar,' dachte sie, 'daß man jahrelang so friedlich hinlebt und plötzlich hat man einen dummen Traum und die Welt kommt einem mit einem Male anders vor?' Sie beschloß auszugehen,

um sich auf andere Gedanken zu bringen. Dabei war sie in ihrem Innern tief überzeugt, daß sie Röder treffen würde, daß die Fangarme ihrer Gedanken ihn herbeiziehen müßten. Dann lachte sie über sich selbst.

Sie traf ihn aber nicht und an der Enttäuschung auf dem Heimwege merkte sie, daß sie sich's eigentlich gewünscht hatte, ihn zu sehen. Als sie ihr Haus aus der Entfernung sah, wäre sie am liebsten wieder umgekehrt. Dann schalt sie sich aber heftig aus und trat in einen Handschuhladen in der Straße.

Drinne beendete eben eine Dame mit seidenraschelnden Unterröcken ihre Einkäufe und als sie sich herumwandte, erkannte Hilda zu ihrer Überraschung Melanie Röder. Sie war etwas stark geworden, sah aber hübsch und blühend aus. „Wieso kommt sie hierher?“ fuhr es Hilda durch den Kopf, und gleich darauf dachte sie: „Das mußte so sein. Das ist Fügung. Ich habe sie durch meine Gedanken herbeigezogen, wenn schon nicht ihren Gatten, so doch wenigstens sie.“ Melanie war fertig geworden und erkannte nun ihrerseits Hilda. Sie begrüßte sie in ihrer lebhaften Art und brachte sogar das aner kennenswerte Kunststück fertig, ihr die Hand zu reichen, trotzdem sie Schirm, Kleiderschleppe und mindestens fünfzehn Päckchen hielt. „Nein, daß man

sich auch einmal sieht! Wie geht's dir, du schauft wirklich brillant aus und so schlank! Ich beneide dich, ich muß alles tun um abzumagern! Ich komme auch immer zu Fuß vom Land herein . . . Oh, du weißt noch gar nicht, daß wir ganz am Land wohnen? Aber schon seit dem vorigen Frühjahr! Sehr langweilig . . . besonders im Winter . . . Aber mein Mann wollte durchaus, wegen des Gartens, er macht seine Freilichtstudien draußen, er malt ja keinen Strich im Atelier . . . Wie's ihm geht? O, danke, er hat sehr mit seinen Augen laboriert, der Arme, jetzt geht's ihm, Gott sei Dank, besser, aber schonen muß er sich natürlich. Gott ja, es ist schwer, so ein Mann, wenn er den ganzen Tag nichts zu tun hat . . . du mußt wirklich einmal hinauskommen, Grinzingerstraße wohnen wir, die Villa am Eck, mit den Türmchen, du wirst schon sehen. Nein, wenn ich denke, daß du seit meiner Verheiratung noch nicht bei uns gewesen bist! Und mir scheint, unsere beiden Mäderln kennst du noch gar nicht? . . . Also vergiß ja nicht, Grinzingerstraße, ich erwarte dich sehr bald! — —“

Eine derartige Aufforderung vorzubringen verfehlte keine der jungen Damen bei irgend einer Begegnung, in der sicheren Erwartung, daß es der anderen nicht einfallen würde, davon Gebrauch zu machen. Dann führte Melanie nochmals die

Kunst aus, Hildas Hand zu schütteln und raschelte davon.

Hilda ließ sich gedankenlos ein paar Handschuhe über die Finger streifen. Sie stand noch ganz unter dem Eindruck dieser Begegnung, die an und für sich so banal und alltäglich wie nur möglich war und gerade heute in ihrem Innern Saiten zum Schwingen brachte. Sie fragte sich: was will ich denn eigentlich? Ich interessiere mich doch nicht für diesen Herrn Röder, mit dem ich hundertmal beisammen war, ohne ihm mehr als guten Tag und Adieu zu sagen, der mich als Künstler nicht berührt, dessen sogenannte ‚Schönheit‘ nicht einmal mein Genre ist! Ich habe mich hundertmal von Melanie auffordern lassen, sie zu besuchen und niemals ernstlich daran gedacht, zu ihr zu gehen und heute — heute denke ich daran! . . . Unsinn! Was soll denn das Ganze? Will ich vielleicht meinen braven, ruhigen, sympathischen Hans mit diesem Herrn Röder betrügen, von dem ich aus geheimnisvollen Ursachen geträumt habe? Tauche ich hier in dunkle Tiefen der Seele oder habe ich nur abends zuviel Käse gegessen? — — Nein, — nicht tambouriert, sagte sie laut, englisch abgesteppt, bitte. Und dann noch ein Paar hellgraue, schwedische — — Ich bin doch eine gesunde, normale, von aller Hysterie weltensweit entfernte Person! Ich werde mich doch

nicht durch eine Stimmung, durch einen Zufall unterkriegen lassen? . . .

\* \* \*

Es war Hilda eine große Erleichterung, als Hans telephonierte, es sei in der Fabrik so rasend zu tun, daß er mittags nicht abkommen könnte. Wenn das sonst geschah, ärgerte sie sich, aber heut empfand sie es als große Wohltat. So hatte sie wenigstens Zeit, ihre normale Stimmung zurückzugewinnen. Als es Abend wurde, zog sie ein hübsches Kleid an, steckte eine Rose vor und wünschte dringend, daß Hans irgend etwas sagen oder tun möchte, das sie auf andere Gedanken kommen ließ.

Sie saßen zusammen an dem hübsch gedeckten Tisch in der Ecke des eleganten englischen Speisemanners, und Hans berichtete über sein Tagewerk. Im Vorbeigehen hatte er auch einen Sprung zum Augenarzt gemacht, weil seine Gläser ihn genierten. „Er hat tatsächlich konstatiert, daß ich weitsichtiger geworden bin und mir andere Gläser verschrieben. Und weißt du, wen ich oben treffe — den Mann deiner Ex-Freundin Melanie — den Maler, weißt du — der arme Teufel — — der Doktor sagt mir: er wird blind . . .“

Hilda legte Messer und Gabel hin und konnte den ganzen Abend keinen Bissen mehr herunter bringen.

---

Sie wunderte sich nicht mehr über den Zufall, der ihr das Thema, mit dem sich ihre Gedanken beschäftigten, immer und immer wieder in banalster Form, aber in neuen Variationen vorführte. Es war ihr, als sei dies kein Zufall, sondern ein Schicksal, dem sie nicht mehr entkommen konnte. Und sie wußte, daß sie morgen Melanie unter irgend einem Vorwand besuchen würde — und sei es auch nur, um sich nach einer Köchin zu erkundigen, die sich vor einigen Tagen bei ihr gemeldet hatte und die früher einmal bei Röders gewesen war.

Sie sagte zu Hans: „Morgen möchte ich zu Melanie Röder.“

Er ahnte nichts von ihren Gedanken und sagte nur: „So verkehrt ihr also wieder? Morgen kann ich dir sogar den Wagen geben!“

Damit war die Sache erledigt.

\* \* \*

Hilda saß in dem Wagen zurückgelehnt und atmete die weiche Luft in vollen Zügen ein. Die

Traumstimmung war verflogen. Sie fühlte sich wieder als das robuste, gesunde Geschöpf, das sie war und das keinen dumpfen Instinkten und geheimnisvollen Unterströmungen der Seele untertan ist. Wenn sie trotzdem zu Melanie fuhr, so geschah es eigentlich nur, um sich selber ad absurdum zu führen. ‚Schaden kann es auf keinen Fall‘, dachte sie, ‚es wird mir ganz gesund sein, diesen Franz Röder einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, der ohne jeden ersichtlichen Grund in meinen Träumen herumspukt.‘

Trotzdem fühlte sich Hilda eigentümlich ergriffen, als sie vor dem Tor der Villa hielt und das Mädchen sie in den Salon führte mit der Bitte zu warten. ‚Ich hätte früher tausendmal hören können, daß Röder erkrankt ist‘, dachte sie, ‚und wäre doch nicht gekommen.‘ Und plötzlich überkam sie eine solche Angst daß sie am liebsten davongelaufen wäre. Etwas legte sich ihr dumpf auf die Brust. Dann hörte sie draußen das Rascheln von Melanies Kleid und ihre Furcht wich der Besorgnis albern zu erscheinen. Sie nahm eine möglichst sichere Haltung an und trat ans Fenster.

Melanie empfing sie sehr liebenswürdig, wenn auch sichtlich überrascht. Die Köchin war wirklich nicht sehr zu empfehlen, nicht routiniert genug für ein größeres Haus, auch nicht sehr sauber. . . . Jetzt

hab ich mich von meiner Dummheit weit genug fortreißen lassen', dachte Hilda, 'nun geh ich.' Aber Melanie hielt sie zurück. Wie! Sie sollte diesen langentbehrten Besuch wirklich nur einer Dienstbotennachfrage verdanken, nicht mal ihren Mann und ihre Kinder wollte Hilda sehen? Das ging nicht an, sie mußte mitkommen, sie waren im Garten. Und als Hilda bei dem Wort 'Garten' etwas zurückwich, weil ihr das ihr Traumbild vor die Seele rief, faßte Melanie ihren Arm und zog sie mit sich durch die Glastür ein paar Stufen hinunter.

Hildas Herz klopfte so heftig, daß sie alle Mühe hatte ein unbefangenes Gesicht zu machen. Aber sie ließ sich führen, willenlos, wie unter dem Druck eines Ereignisses. Melanie schwatzte lebhaft weiter, dann unterbrach sie sich: „Dort sind sie.“

Hilda schloß einen Augenblick die Augen und dachte: nun werd ich etwas Längsterlebtes, Längstgekanntes sehen. Aber was sie sah, glich ihrem Traumbild keineswegs. Röder stand nicht und starrte in die Sonne, sondern er saß in einem Gartenhäuschen und trug eine große schwarze Brille, die ihn fast unkenntlich machte. „Ein lieber Besuch,“ sagte Melanie und Röder stand auf und sagte freundlich: „Oh — Frau Ostermaier.“ ‚Wie kann er mich denn erkennen,‘ fuhr es Hilda durch den Kopf, ‚er ist ja

blind!' Aber dann entsann sie sich, daß er ja noch sah aber von der Blindheit bedroht war. Das dünkte ihr viel schrecklicher, daß er das noch vor sich hatte.

Im Sande spielten zwei kleine blonde Mädchen von zwei und drei Jahren — „Evelyn und Gladys“ stellte Melanie vor, die seit jeher für alles Englische geschwärmt hatte. Dann schickte sie die Kleinen zu ihrer ‚nurse‘ und eilte selbst ins Haus, um eine Erfrischung bringen zu lassen. Hilda blieb allein mit dem Manne, der ihr fremd war, von dem sie nur einmal geträumt hatte.

Sie blickte in sein Gesicht, dessen nichtige Schönheit das Leiden verwüstet hatte. Und plötzlich war er ihr nicht mehr fremd. Das Mitleid machte ihn ihr tief vertraut. Und mit einer Weichheit in der Stimme, die sie selbst überraschte, sagte sie: „Sie dürfen nicht so traurig sein.“

Es war ein sonderbarer Anfang für ein Gespräch mit einem Manne, den sie kaum kannte. Aber er schien nicht erstaunt zu sein. Nur ihr weicher Ton hatte ihn getroffen und machte ihn so bekannt mit ihr, wie sie es mit ihm war. Er senkte den Kopf und sagte mit einer leisen Stimme, die ihr in die Seele schnitt: „Es geht mir schlecht.“

Hildas Herz wollte überwallen vor Mitleid.

„Es wird alles besser werden,“ log sie. „Sie müssen sich nur schonen.“

Aber er schüttelte den Kopf: „Das kann Jahre und Jahre dauern,“ sagte er. „Und vielleicht werde ich blind!“

„Vielleicht!“ dachte Hilda. „Er hofft also noch. Und weiß nicht, daß das sein Schicksal sein und bald sein wird!“

„Und gerade jetzt,“ sagte er leise, als spänne er seine Gedanken weiter. „Bisher war ich ja nichts. Da hab ich immer getastet und gesucht. Und nun hab ich's, und nun soll das Leben aus sein. Aber ich mal' noch — solange ich noch einen Schimmer habe, mal ich.“

„Um Gotteswillen,“ rief Hilda, „Sie werden doch nicht so wahnsinnig sein!“ Dann dachte sie: „Wenn es wirklich keine Rettung für ihn gibt, hat er ja recht.“

„Nicht wahr?“ nickte er, denn er hatte ihr ihre Gedanken vom Gesicht gelesen. Dann fügte er leise hinzu: „Sonst hab ich doch nichts.“

„Sie sind undankbar,“ sagte Hilda und wußte dabei, daß sie Unsinn redete. „Sie haben doch Ihre Frau und Ihre Kinder.“

Die Frage nach der Frau überhörte er. „Die Kinder sind heut noch viel zu klein. Liebe Puppen zum Spielen, aber sonst nichts. Das glauben immer

nur kinderlose Leute, daß Kinder in diesem Alter einem schon etwas ‚sein‘ können. — Und dann sind es Melanies Töchter,“ fügte er verbittert hinzu.

Hilda sah ihn erstaunt an.

„Ha, sie sehen mir ähnlich, aber es sind doch ihre Kinder,“ sagte er. „Man sieht schon jetzt Ähnlichkeiten im Charakter, die durch die Erziehung noch gefördert werden. Nur schon diese verkünstelten Namen! ‚Evi und Lisi‘ nenn ich sie für meinen Privatgebrauch. Aber Melanie hat damals Weinkrämpfe bekommen, wie ich mir einen Einspruch erlaubt habe. Sie hat es überhaupt immer sehr gut verstanden, den richtigen Zeitpunkt auszuwählen, wenn sie etwas durchsetzen wollte.“

Er stockte plötzlich. Ihm fiel ein, wie taktlos es eigentlich war, daß er zu einer Fremden so über seine Frau sprach. Er nahm seine schwarze Brille ab und fuhr sich durchs Haar. Nun konnte Hilda auch seine Augen sehen. Der Anblick tat ihr weh. Was er körperlich und seelisch gelitten haben mußte, um aus dem frohen, schönen Knaben der nervöse, verbitterte Mensch zu werden, der er war!

„Sehen Sie doch Ihr Glas wieder auf, die Sonne schadet Ihnen,“ bat sie. Dann fügte sie leise hinzu: „Ich hätte gedacht, daß Melanie eine sehr gute Frau für sie wäre?“

„Ausgezeichnet,“ sagte er, „ausgezeichnet war sie, solange alles glatt ging. Wie sie es verstanden hat, mit den Kunsthändlern umzugehen, mit der Ausstellungsjury, mit Leuten, die uns gesellschaftlich nützen konnten — oh, ich bin nicht undankbar. Aber jetzt, wo alles vorbei ist . . . Sie tut mir ja auch leid. Sie hat geglaubt, einen jungen, zukunftsvollen Künstler zu heiraten und steht nun am Ende, ehe es redt begonnen hat. Vorläufig tut sie alles, damit das Unglück noch verborgen bleibt. Jedem, der es hören will, erzählt sie: es geht besser. — Ich weiß, wie gut es mir geht,“ fügte er hart hinzu. „Aber sie bedauert hauptsächlich sich selbst dabei.“

Hilda schwieg. Sie dachte: „du tust mir so leid, so entsetzlich leid, daß ich nur den einen Wunsch habe, gut zu dir zu sein. Ich wollte dich pflegen und trösten und nicht an mich dabei denken. Du Armer! Du Armer!“

Er streckte ihr die Hand über den Tisch hin. „Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich so indiskret und häßlich geredet habe. Aber Sie waren so gut zu mir und das passiert mir selten. Ich dank’ Ihnen.“ Hilda legte ihre Hand in die seine, die kühl und fein war und ein Lächeln flog über sein Gesicht, das ihm seine einstige knabenhafte Schönheit für einen Augenblick wiedergab.

Melanie erschien an der Glastür und rief hinüber, sie bäte, doch ins Haus zu kommen. Im Speisezimmer sei es jetzt kühler. Als sie sich erhob, mußte Hilda an Hansens breitschultrige Prachtgestalt denken, an seinen mächtigen schwarzen Vollbart, seine lustigen Augen — und trotzdem hatte sie das Gefühl, als habe sie noch nie eine so warme Empfindung in ihrem Innern gehabt, wie für den kranken Menschen an ihrer Seite.

Im Eßzimmer war es schattig und kühl. Eislimonade, Obst und Backwerk stand bereit. Im Nebenzimmer, dessen Tür offen stand, fiel Hilda ein prachtvoller Flügel auf. Franz bemerkte ihren Blick: „Bei uns wird leider gar nicht mehr musiziert,“ sagte er. „Ich hab die Kraft nicht mehr dazu.“

„Aber Melanie war doch immer eine sehr gute Pianistin,“ wandte Hilda ein.

„Verheiratete Frauen verlieren in der Ehe Zeit und Sinn für so manches,“ sagte Röder so scharf, daß es Hilda plötzlich aufdämmerte, als ob Melanies Los auch nicht eben beneidenswert sei. Aber als Frau von Welt schenkte Melanie dem Ausfall ihres Gatten keine Beachtung, sondern sagte nur: „Aber du hast doch wunderschön gesungen, Hilda. Ich hoffe, du betreibst es noch?“ — „Bitte, singen Sie doch!“

sagte Röder mit leiser und trauriger Stimme. „Mir ist so bange nach Musik.“

Hilda wollte schon aufstehen und ans Klavier gehen, da überkam sie plötzlich die Angst vor der kupplerischen Gewalt der Musik.

„Nein,“ sagte sie, „es muß schon sehr spät sein, Ich habe mich sehr lang aufgehalten und soll meinem Mann noch den Wagen schicken.“ Und sie bewerkstelligte trotz allen Zuredens ihren Aufbruch mit überhafter Plötzlichkeit. — „Du hast keine Ahnung, wie dankbar ich dir für dein Kommen bin,“ sagte Melanie. „Franz ist sonst mit meinen Besuchern nicht unliebenswürdig, läßt aber doch niemanden an sich heran. Wenn es nicht zuviel verlangt wäre, möchte ich dich wirklich bitten . . .“

„Was?“ fragte Hilda.

„Daß du manchmal wiederkommst. Es ist freilich eine große Zumutung. So ein Zusammensein mit einem reizbaren, nervösen Kranken ist kein Vergnügen!“

„Ich komme wieder,“ sagte Hilda gepreßt, in seltsamer Stimmung. Traum und Wirklichkeit flossen nun so für sie zusammen, daß sie sie nicht mehr voneinander zu unterscheiden vermochte.

Trotzdem ließ sie mehr als drei Wochen verstreichen, ehe sie wieder nach Grinzing fuhr. Jeden Tag hatte sie die Absicht und wurde doch von einer unbestimmten Scheu zurückgehalten. Zu Hans war sie besser und zärtlicher als je. Sie hatte ihn lieb und fühlte, daß dem durch ihr Gefühl für Franz kein Abbruch geschah. „Es ist wohl eine Art latentes Muttergefühl für den hilflosen, kranken Menschen dabei,“ dachte sie. „Ich habe mich bisher immer für eine unmütterliche Natur gehalten. Ich muß mich wohl geirrt haben.“

Nur ihrer Musik widmete sie mehr Zeit als seit ihrer Verheiratung. Sie wußte, daß ihre Stimme hübsch und ihre Begabung nicht gewöhnlich war. Sie hatte es von jeher gehaßt, wenn ihr Können mit ihrem musikalischen Verständnis nicht gleichen Schritt hielt, weil das Technische fehlte und hatte immer mehr geübt und gearbeitet, als Dilettanten sonst zu tun pflegen. In Gesellschaft sang sie nie. „Schmarren singe ich nicht und Cornelius und Brahms sind zu gut für Menschen, die dabei Eis und Tee löffeln,“ meinte sie. Um sich ganz dem Konzertfach zu widmen, woran sie früher wohl gedacht hatte, war die Stimme doch zu klein. So sang sie für sich und ein paar gute Freunde, um es dann schließlich doch zu machen, wie die meisten jungen Frauen und

nach ihrer Heirat faul und bequem zu werden. Aber damit sollte es jetzt zu Ende sein, nahm sie sich vor und nun übte sie täglich ein paar Stunden.

Eines Tages telefonierte Melanie: ob sie denn ihr Versprechen ganz vergessen habe? Ob ihre schönen Vorsätze Vorsätze bleiben sollten? Hilda sagte zu, hinauszukommen. Als sie anlangte, erklärte ihr das Mädchen: Frau Röder habe ausgehen müssen, aber den dringenden Befehl gegeben, die gnädige Frau nicht fortzulassen. Der Herr werde ihr einstweilen Gesellschaft leisten. — ‚Immer noch dieselbe,‘ dachte Hilda lächelnd, während sie sich ihres Jäckchens entledigte. ‚Ich habe noch nie jemanden gesehen, der seine Mitmenschen so brillant auszunützen versteht, wie Melanie. Sie wollte einfach einen Nachmittag für sich haben und stellt mich quasi an, ihrem Mann Gesellschaft zu leisten.‘ — In diesem Augenblick trat Franz aus der Tür. Er trug keine Brille, denn es war ein trüber sonnenloser Tag, und sah besser und jugendlicher aus wie das letzte Mal. ‚Er ist eigentlich schön,‘ dachte Hilda. ‚Früher mag er es ja noch mehr gewesen sein, da war er mir aber zu robust. Jetzt hat er etwas Zartes und Verfeinertes bekommen, das seiner Schönheit auch Persönlichkeit gibt.‘

Franz kam auf sie zu. „Heut müssen Sie

singen," sagte er ohne weitere Umstände und nahm sie beim Arm. Sie ließ sich lächelnd ins Musikzimmer ziehen und freute sich, wie sie so ganz ohne Phrasen und Einleitungen miteinander verkehrten. Er drückte sie auf einen Klaviersessel nieder und setzte sich in einen Fauteuil am andern Ende des Zimmers. Sie bekam Lust, die reizende Tarantella von Bizet zu wagen.

Ihre Kehle war geschmeidig geübt und das kecke Geträller des ersten Teiles brachte sie leicht und graziös heraus. Und ihre ganze Wärme legte sie in den schönen Mittelsatz:

„Le flot est rapide et changeant,  
Toujours sillonnant l'eau profonde.  
La barque passe et toujours l'onde  
Effrose le sillon d'argent . . .  
Le flot est rapide et changeant.  
Le papillon, c'est notre amour,  
La fleur et l'onde c'est notre âme,  
Que rien n'émeut, que rien entame,  
Où rien ne reste plus d'un jour . . .  
Le papillon, c'est notre amour . . .“

Wie immer, wenn sie gut gesungen hatte, war sie ergriffen vom Klang ihrer eigenen Stimme. Es berührte sie fast wie ein Glück, daß er in kein Lob ausbrach, sondern schwieg.

Sie fühlte: nun war der Augenblick da für die feinsten musikalischen Stimmungen. „Ich hab ihn

lieb,' dachte sie, 'seinen Mund hab ich lieb und sein weiches Haar und seine kranken blauen Augen. Ich hab ihn lieb und ich werd' es mein Leben lang für mich behalten und keiner wird es wissen.' Und wie eine Erlösung kam eine Melodie in ihre Gedanken und unter ihre Finger. 'Was ist es nur,' dachte sie. 'Dein blaues Auge — dein blaues Auge . . .'

Und sie sang das Brahmsche Lied.

Als sie fertig war, sah sie, daß er weinte. Sie behielt die Finger auf den Tasten und überlegte, was sie nun wohl singen könnte, damit er Zeit finde, seine Fassung wiederzugewinnen. 'Aber nun gib't kein anderes Lied mehr,' dachte sie. 'In dieser Melodie ist so alles gesagt, was in uns liegt, daß alles andere danach kalt und stumm ist, bloße Drehorgel. Und sie begann wieder leise die wunderbare Einleitung des Liedes, den langen, gelösten, singenden Es-dur Akkord.

Franz stand auf. „Nichts mehr,“ sagte er, „danach nichts mehr. Ich danke Ihnen.“ Und nach einer Weile. „Ich bin wie ein altes Weib manchmal — verzeihen Sie. Aber ich bin nervös und krank und vieles in mir ist wie eingefroren. Und da kommen Sie mit dem Lied! . . .“

Beide schwiegen. Das Lied klang in ihren Seelen weiter. Im Zimmer war tiefe Dämmerung.

„Wollen Sie in mein Atelier kommen?“ fragte Franz unvermittelt.

„Nein,“ sagte Hilda, wie vor einer Wendung zurückbebend. „Ich . . . ich versteh mich nicht auf Malerei.“

Franz lächelte. „Sie fürchten, Bewunderung heucheln zu müssen, wo Sie nicht können. Seien Sie ruhig, Sie brauchen nichts zu sagen.“

Sie gingen ins Atelier und Franz drehte den elektrischen Knopf auf. Hilda trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Eine Leucht kraft, die ihr fast weh tat, lag in den Bildern, die ausnahmslos im glühendsten Mittagslicht gemalt waren. Sie erinnerte sich seiner früheren wenig persönlichen, etwas konventionellen Bilder und fühlte den ungeheuern Fortschritt, der dalag. „Das ist noch kein großer Künstler,“ dachte sie. „Aber vielleicht wäre es einer geworden?“

„Wie gefällt Ihnen das,“ fragte er, indem er auf eine große Leinwand zeigte: Melanie unter einem Baum in einem licht orangefarbigem Morgenkleid, auf das die Sonne helle Kringel zeichnete. „Melanie ist eine sehr malerische Erscheinung,“ sagte er. Dann nach einer Weile: „Es tut mir leid, daß ich über meine Frau neulich so häßlich zu Ihnen geredet habe.“

„Ich habe es auch nur als vorübergehende

schlechte Laune aufgefaßt,“ sagte Hilda und erbebt: „am Ende liebt er sie noch?“

Er erriet ihre Gedanken. „Ich werde Sie malen, wenn ich wieder eine bessere Zeit habe!“

„Was fällt Ihnen ein,“ rief Hilda. „Wollen Sie sich ruinieren?“

Er zuckte die Achseln: „Jetzt ist das schon ganz gleichgültig . . .“

In diesem Augenblick raschelte Melanie herein. „Was für ein Wunder! Franz hat einen Menschen in sein Atelier geführt! — Verzeih, liebste Hilda, du mußt mich für entsetzlich ungezogen halten, aber ich habe in der Stadt dringend zu tun gehabt.“

Und es war fast selbstverständlich, daß Hilda nur noch pro forma eine Viertelstunde blieb und sich dann empfahl.

\* \* \*

Melanie ließ nicht viel Zeit vergehen, ehe sie Hilda ihren Gegenbesuch machte. Sie brachte einen großen Strauß blühender Zweige aus ihrem Garten mit und konnte nicht oft genug versichern, wie dankbar sie Hilda sei. „Ich weiß, du hältst mich für sehr egoistisch Franz gegenüber. Aber du siehst ihn doch nur zuzeiten und wenn man, wie ich, ganze Tage

lang seine Launen, seine Mutlosigkeit und Nervosität ertragen muß . . . ! Da ist man dankbar für jeden freien Augenblick!“

„Sie ist durchaus keine unsympathische Person,“ dachte Hilda, als Melanie gegangen war. „Aber in diese Situation paßt sie nun einmal nicht und sie muß ihrer Natur alles abringen, was aus Liebe getan werden sollte.“

Als Hilda wieder in die Villa kam, war Melanie natürlich ausgegangen. Franz lag auf dem Sofa im Wohnzimmer, ein nasses Tuch auf Stirn und Augen. Er sah elend aus.

„Sind Sie krank?“ fragte Hilda erschrocken.

„Mir geht's miserabel,“ sagte er, ohne sich zu regen. „Melanie ist fort. Sie hat dringend zu tun gehabt.“

„Kann ich etwas für Sie tun?“ fragte Hilda.

Er schüttelte nur den Kopf. Sie wollte den Umschlag wechseln, aber er winkte ab und sein Gesicht verzog sich schmerzhaft. „Er liegt auch schlecht,“ dachte Hilda, „aber kein Kissen liegt in erreichbarer Entfernung.“ Sie schob sanft ihren Arm unter seinen Kopf und er schmiegte sich wohligh wie ein Kind an die weiche indische Seide ihrer Bluse.

„Nur so bleiben,“ dachte Hilda. Sie lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Sein Kopf lag

schwer auf ihrem Arm und drückte ihn gegen die harte Holzlehne, daß es schmerzte, aber sie fühlte es kaum. Sie blickte ihn an, sein feines, bartloses Gesicht mit dem edlen Profil und eine Zärtlichkeit wallte in ihr auf, daß sie nicht wußte, wohin damit.

Er fühlte den Blick und lächelte sie an. Seine ganze Jugend glomm in diesem Lächeln auf. Er schmiegte den Kopf fester an sie. „Ich hab dich lieb,“ flüsterte er.

„Ich hab dich lieb,“ flüsterte Hilda zurück. „Ich hab dich so lieb, daß du mein ganzes Leben bist, daß ich keinen andern Gedanken habe als dich. So lieb, daß ich meine beiden Augen tausendmal für dich hergäbe, so lieb, daß ich nicht zu begreifen vermag, daß ich einem andern Mann gehöre und du einer andern Frau. Es ist doch nichts auf der Welt außer dir und mir . . .“

Aber er hörte sie nicht mehr. Sein Gesicht hatte sich furchtbar verzerrt. Hilda sprang auf und lief ratlos im Zimmer hin und her. Er konnte endlich auf ein Fläschchen in der Nähe zeigen, davon mußte sie ihm in seine kranken Augen träufeln. Da ließen die Schmerzen nach. Hilda kniete vor ihm und küßte seine Hände. Aber er war erschöpft und wie besinnungslos.

Dann sprang sie auf. Sie hörte Schritte. Me-

lanie raschelte herein und erschrak sehr. Sie hatte einen Dauerlauf unternommen um abzumagern und als sie wegging, hatte Franz sich noch gar nicht schlecht gefühlt. Aber sie wußte besser als Hilda, was not tat, sie sah die Anfälle nicht zum ersten Mal. Franz ließ mit sich machen, was man wollte, er war ganz apathisch. Nur einmal, als Melanie ins Nebenzimmer gegangen war, legte er seinen Kopf an Hildas Schulter und sagte: „Danke.“

---

„Er liebt mich,“ lachte Hilda auf dem Heimweg, „aber ich liebe ihn tausend — tausendmal mehr. Er hat mich gern, weil ich gut zu ihm bin — und ich, ich liebe ihn ohne jeden Grund, nur weil er da ist und weil er Er ist. Für ihn ist Melanie im Grunde ganz die richtige Frau. Melanie mit ihren leuchtenden Farben, ihrem schwarzen Haar, ihrem kleinen, üppigen, dunkelroten Mund, der stets ein wenig offen steht — und wenn er gesund wäre, käme er gar nicht auf den Gedanken, eine andere zu begehren. Das weiß ich und ich liebe ihn dennoch und ich würde doch alles für ihn hergeben, wenn er es nur wollte.“

\* \* \*

Hans war krank. Viel hatte es nicht auf sich, aber der Arzt hatte ihm immerhin ein paar Wochen Schonung angeraten. Er hatte in der immer mehr aufstrebenden Fabrik in der letzten Zeit Tag und Nacht gearbeitet und auch noch die Geschäfte seines erkrankten Kompagnons mit übernommen. Als dann noch eine Grippe hinzutrat, mußte Hans einsehen, daß auch einem Riesen, wie er es war, Grenzen gesteckt sind. Nun saß er zu Hause, war furchtbar schlecht aufgelegt, wie alle starken Menschen, wenn sie sich schonen sollen, und wollte seine Frau den ganzen Tag um sich haben.

Aber zum ersten Mal empfand Hilda etwas wie Groll gegen Hans, der sie beständig in Anspruch nahm und sich von ihr verwöhnen lassen wollte. ‚Das ist nicht deines Amtes,‘ dachte sie. ‚Du halt gesund und vergnügt zu sein und zu arbeiten. Das Recht auf Kranksein, auf Geflegt- und Verhätscheltwerden hat ein anderer.‘ Und der schwarzbärtige Riese kam ihr fast lächerlich vor, wenn er sich wie ein verzogenes Kind gebärdete.

Hans merkte das. Solange er den ganzen Tag gearbeitet hatte, war seine Frau in den paar Abendstunden ausnehmend gut und freundlich zu ihm gewesen. Jetzt hatte er das Gefühl, als müsse sie sich sehr zusammennehmen, um ihn nicht als etwas

Lästiges und Zeitraubendes zu empfinden. Seine Liebkosungen nahm sie eben hin, aber ihre Seele war nicht dabei. . . .

In dieser ganzen Zeit hatte sie bloß einen Nachmittag in Grinzing verbringen können.

Melanie war zu Hause, hatte aber Besuch. Hilda ging sehr bald zu Franz und den Kindern, die im Gartenhause saßen.

Franz ging es wieder besser. „Die Krankheit macht Sprünge,“ sagte er. „Was nußt es? Es kommt ja doch — ich fühle ja doch, wie es immer näher kommt.“

„Haben Sie nie daran gedacht . . .“ fragte Hilda. Sie scheute sich ihren Gedanken auszusprechen.

„An den Selbstmord, meinen Sie? Ha — gedacht hab ich schon daran. Aber was hat man denn vom Leben, als daß man eben lebt? Und wenn ich auch blind bin — ich höre ja noch Stimmen, ich fühle ja noch die Sonne. Der stumpfe Tod kommt noch früh genug.“

Hilda antwortete nicht. Ihr Standpunkt war das nicht. „Ich bin früher die personifizierte Bejahung des Lebens gewesen,“ sagte Franz. „Darum habe ich ausgezeichnet zu Melanie gepaßt. Jetzt hat mich meine Krankheit wahrscheinlich ‚vertieft‘ und das bin eigentlich gar nicht mehr ich.“

Die Bonne kam und holte die Babies ins Haus. Franz schlang den Arm um Hilda und küßte sie auf den Mund. Sie schloß die Augen. „Und doch bin ich es, die seine Küsse trinkt,“ dachte sie. „Er küßt wie ein krankes Kind, nicht wild und verzehrend wie ein Mann.“

„Ich hab dich lieb,“ flüsterte sie immer wieder. Und nun irrten ihre Lippen über sein Haar, sein Gesicht, seine Augen. Und nun hatte er die Augen geschlossen und ließ sich lieben.

---

Als Hilda nach Hause kam, überraschte sie Hans mit der Mitteilung, daß er einen Urlaub zu nehmen gedenke. Hilda war tief erschrocken. In den ganzen langen Jahren ihrer Ehe hatte Hans nur zweimal das Bedürfnis gefühlt, auszuspannen — dann aber waren sie jedesmal fast ein Vierteljahr fortgeblieben.

„Ich möchte ein paar Wochen in Ragusa bleiben,“ sagte er. „Dann über Montenegro, Bosnien und Ungarn wieder herauf. Das sind wenig abgegraste Länder. Du beklagst dich doch immer, daß man nirgends mehr originelle nationale Eindrücke bekommt.“

„Dazu ist es aber doch schon viel zu heiß,“ sagte Hilda und wandte ihre ganze Beredsamkeit auf, um darzutun, wie unerquicklich es gerade jetzt

in diesen unzivilisierten Gegenden sein müsse. Hans war verstimmt. „Du bist einfach zu vergnügungsfüchtig, um von Wien wegzugehen,“ sagte er scharf. Hilda senkte den Kopf. Es war ja besser, wenn er sie für vergnügungsfüchtig hielt . . .

Übrigens bestätigten verschiedene Freunde, daß die Zeit für diese Gegenden nun schon wirklich vorbei sei. Hans, der sich auf diese Reise kaprizierte und von keiner anderen hören wollte, verschob den Plan zum Herbst, aber eine Verstimmung blieb zwischen ihnen. Sie empfanden es beide als Wohltat, als er seine Tätigkeit wieder aufnehmen durfte, und Hilda zählte die Tage bis dahin.

\* \* \*

Die Nacht war nun doch über Franz Röder hereingebrochen, unheimlich, plötzlich und so rätselhaft, wie es die ganze Krankheit war, der die Ärzte ratlos gegenüberstanden. Man hatte ihn schnell in ein Sanatorium gebracht, um noch eine letzte Operation an ihm zu versuchen. Aber sie war nicht geglückt und nun war alles vorbei.

Hilda wußte nichts davon. Als sie zum ersten Mal wieder in die Villa kam, wurde es ihr gesagt. Unter unbeschreiblichen Empfindungen legte sie den

Weg ins Sanatorium zurück. Melanie, sehr blaß und erregt, empfing sie dort. Auf Hildas Bitte, ob sie Franz sehen dürfe, erwiderte sie kurz und scharf, daß die Ärzte es aufs Strengste verboten hätten, Fremde zu dem Kranken zu lassen.

Hilda schlich nach Hause und weinte den ganzen Tag.

Nie war es ihr so zum Bewußtsein gekommen, wie wenig Rechte sie eigentlich auf den Mann besaß, den sie liebte. Sie setzte sich hin und schrieb ihm einen langen, heißen Brief. Mitten drin fiel ihr ein, daß er ihn ja nun nicht mehr würde lesen können.

Es war eine furchtbare Zeit.

Melanie schien ihr Vorgehen leid zu tun, denn nach einiger Zeit telephonierte sie, daß sie nun wieder in Grinzing seien und daß sie Hilda bäte, einmal hinauszukommen. Dringend war die Aufforderung nicht und Hildas erste Empfindung war, sie abzulehnen. Dann dachte sie: ‚Wozu? Ich strafe doch nur ihn und mich damit!‘ — Sie liebte ihn. Für andere Bedenken hatte sie jetzt nichts mehr übrig. —

Der Anblick war weniger schrecklich, als Hilda gefürchtet hatte. Franz hielt die Augen jetzt ganz geschlossen — die schwarze Binde hatte man ihm am Tage vorher heruntergenommen. Er machte den

Eindruck eines Nachtwandlers auf sie. Sie konnte ihre Tränen kaum zurückhalten.

Als sie allein waren, verließ sie die Selbstherrschung. — Sie ergriff seine Hände und küßte sie unter Tränen.

„Mir ist jetzt viel besser,“ sagte er mit seiner leisen, müden, vom Leiden gebrochenen Stimme. „Viel besser ist mir, seitdem die furchtbare Angst nicht mehr ist.“

Sie schwieg. Er spann seine Gedanken weiter. „Nächsten Monat werde ich achtundzwanzig Jahre,“ sagte er dann laut.

Sie hätte ihm gern gesagt: „Sterben wir zusammen!“ aber sie wußte, wie sehr er noch am Leben hing.

Er fragte: „Wie sieht die Welt jetzt aus?“

Sie erwiderte: „Die Sonne will eben untergehen. — Der Himmel ist so rot wie bei einer Feuersbrunst. Mir tun die Augen weh vom Hinsehen. Wenn man die Allee hinter eurem Garten hinabsieht, meint man, man müßte direkt hineingehen können in die rote Glut.“

„Ich will in die Allee hinaus,“ sagte er und stand auf. Hilda wollte ihn führen, aber er wies ihren Arm zurück. Auf vielen Umwegen tastete er sich nach dem Gitter und erlaubte nicht, daß Hilda

ihm Weisungen gab. Dann öffnete er die Gartenpforte. „Jetzt darfst du mich führen,“ sagte er und drückte ihren Arm fest an sich.

Und sie schritten zusammen in das Abendrot.

\* \* \*

Nun kam Hilda täglich. Es störte sie nicht, daß Melanie kein freundliches Gesicht mehr zu ihrem Kommen machte und sie fast nie mehr mit Franz allein ließ. Sie merkte es und hatte doch keinen Gedanken dafür übrig. Sie war oft selbst diejenige, die Melanie zu entfernen trachtete, indem sie sie bat, ihr etwas zu zeigen oder zu holen. Dann stand Melanie wohl auf, aber ehe sie ging, warf sie einen mißtrauischen Blick auf Hilda. Das störte sie nicht. Vorsicht, gesellschaftlichen Takt, moralische Bedenken, alles hatte sie verloren. Sie war keine Weltkame mehr. Sie war nur mehr ein Weib, das liebt.

Franz verhielt sich passiv. Zum Teil lag dies überhaupt in seiner Natur, zum Teil war er durch die Schmerzen, die noch immer nicht aufhören wollten, ganz gebrochen. Tagelang lag er auf der Chaiselongue, ohne sich zu regen, nur dankbar für ein gutes Wort, eine zärtliche Hand. Es gab auch bessere Tage, wo er munterer war, wo es ihm sogar Spaß

machte, mit seinen Kindern zu spielen. Diese Tage würden immer häufiger werden, versicherten die Ärzte, aber es werde noch viel Zeit brauchen.

Einmal brachte Hilda Noten mit. Sie wußte, wie sehr er Musik liebte und hoffte, ihm damit eine Freude zu machen. Aber Melanie widersetzte sich: „Musik regt ihn viel zu sehr auf. Und überhaupt Hugo Wolf! Diese traurigen Lieder!“

„Ich habe auch das spanische Liederbuch mitgebracht, da ist viel Heiteres dabei,“ sagte Hilda und fühlte die Demütigung, daß sie bitten mußte, um ihre Kunst ausüben zu dürfen — wie ein nicht-konzessionierter Schaubudenbesitzer.

„Ja, singen, bitte!“ sagte Franz. Wenn Melanie dabei war, vermieden sie möglichst die direkte Anrede, was ihrem Ton etwas Unnatürliches und Gezwungenes gab.

Hilda sang das reizende Lied: ‚Sagt, seid ihr es, feiner Herr?‘ Ihre Stimmung war nichts weniger als heiter, die graziöse Munterkeit des Liedes riß sie aber doch mit fort. Sie war glücklich, Franz lächeln zu sehen. ‚Nun aber etwas anderes,‘ dachte sie und die ernststen, feierlichen Töne von ‚Weylas Gesang‘ klangen durch das Zimmer.

Aber Franz unterbrach sie. „Nichts mehr, bitte — ich habe Kopfschmerzen.“

Hilda schlug traurig die Noten zusammen.

— — Ihre Liebe hatte ihren Höhepunkt schon überschritten, das fühlte sie deutlich. ‚Wenn ich eine Frau von Geschmack wäre,‘ dachte sie manchmal, ‚so ginge ich heute fort und käme nie mehr wieder — ohne Abschied.‘ Aber sie kam doch täglich wieder, sie konnte nicht mehr leben, ohne ihn zu sehen. Dreiundzwanzig Stunden am Tage lebte sie für die vierundzwanzigste, in der sie mit ihm zusammen war. Wenn sie später an diese Zeit zurückdachte, so erinnerte sie sich an nichts mehr als an ihre Liebe zu Franz. Alles übrige Leben floß an ihr herunter ohne sie zu netzen.

\* \* \*

‚Wenn Hans nur schon gehen wollte,‘ dachte Hilda. Sonst pflegte er nach dem Dessert aufzustehen, eine Zigarre zu rauchen und in die Fabrik zu gehen. Hilda fuhr dann nach Grinzing.

Aber heut saß er noch immer da, rauchte auch nicht, sondern zerbrach eine Knackmandel nach der andern, ohne sie zu essen. Hilda blickte verstohlen nach der Uhr. Fast vier! Wann würde sie heut in Grinzing sein?

Trotzdem bemühte sie sich, kein Stillschweigen

eintreten zu lassen. Hans gab einsilbige Antworten oder gar keine. Endlich fand Hilda, daß sie nun lang genug gewartet hatte. Sie ging ins Nebenzimmer und kam mit Hut und Handschuhen wieder herein.

„Wohin gehst du?“ fragte Hans.

„Zu Melanie Röder,“ sagte Hilda möglichst unbefangen und wollte ihm die Hand reichen.

Aber Hans sprang auf: „Du wirst nicht hingehn!“

„Er weiß alles!“ durchfuhr es Hilda. „Nun geht es auf Tod und Leben!“ Sie lehnte sich an die Tür, die beiden Gatten standen Aug' in Auge.

Aber Hans sagte nichts. Hilda hörte eine große Brummfliege im Zimmer umhersummen und sah, wie sie sich auf den Resten des Obstes niederließ. Die gelbseidenen Stores waren zusammengezogen, draußen schien die Sonne. Fahle gelbliche Dämmerung lag über dem Raum.

Endlich sprach Hans und jedes seiner Worte fiel scharf und schneidend in die Stille: „Du wunderst dich wahrscheinlich, daß ich das weiß, worüber sich halb Wien seit einiger Zeit amüsiert. Aber wir Ehemänner sind bekanntlich immer die letzten, die man auffordert, mitzulachen.“

„Melanie hat uns verraten,“ dachte Hilda, „Melanie oder vielleicht auch die Dienstboten.“

„Schließlich sind mir aber doch deine rührenden Beziehungen zu dem blinden Maler kein Geheimnis mehr geblieben, wie du siehst. Oder willst du sie vielleicht leugnen?“

„Ich will gar nichts leugnen,“ sagte Hilda matt. „Ich hab ihn lieb, das ist die Wahrheit. Das ist auch alles!“

„Und darf ich fragen, was du in Zukunft zu tun gedenkst?“ Hans hatte die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und ging im Zimmer auf und ab. „Denn daß ich kaum der Mann bin, um mir weiter auf der Nase herumtanzen zu lassen, dürfte dir bekannt sein!“

„Ich hab ihn lieb,“ sagte Hilda leise. „Daß ich nun nicht weiter bei dir bleiben kann, weiß ich. Ich habe nie an die Zukunft gedacht. Ich möchte mit ihm fort gehen, irgend wohin, wo man uns nicht kennt.“

„Und darf ich mich erkundigen, auf welcher materiellen Basis du deine Zukunft aufbauen wirst? Denn soviel ich weiß, habt ihr beide kein Vermögen und er kann ja nicht mehr arbeiten. Du wirst vermutlich Gesangsstunden geben — die Stunde zu sechzig Kreuzer, denn mehr wirst du als unbekannte Anfängerin kaum bekommen. Das ist immerhin genug zum Leben für dich und einen schwerkranken

Menschen, dem obendrein in der Zeit seiner Ehe von seiner reichen Frau eine Menge Luxusbedürfnisse beigebracht worden sind. Auch weiß ich nicht, ob sich diese Frau ihren Mann und den Vater ihrer Kinder einfach so wegnehmen lassen wird? Ich glaube, du überschätzt ihre Gutmütigkeit ein bißchen. Ganz abgesehen endlich von der Hauptperson — von ihm, der heute wohl kaum mehr die Spannkraft haben wird, Experimente mit dem Leben zu machen. Für diesen Mann ist es mit den Dummheiten und der Lust dazu wohl vorbei. Der bleibt am besten in seiner Krankenzelle und läßt sich von seiner Umgebung pflegen und hätscheln — und soweit ich die Verhältnisse beurteile, will er auch gar nichts anderes. Er hat auch ganz recht: er ist wirklich schon unglücklich genug, er braucht aus eigenen Mitteln nichts mehr hinzuzutun.“

Er war vor Hilda stehen geblieben. Sie war hochgewachsen, aber er überragte sie noch um ein mächtiges. Es schien ihr, als erfülle er das ganze Zimmer, als sei er nicht mehr der Fabrikant Hans Ostermeier, sondern die Wirklichkeit selbst, die zu ihr sprach, die Wirklichkeit, die ihr seit vielen Wochen abhanden gekommen war.

„Du hast recht,“ sagte sie langsam, „du bist für mich die Verkörperung der gesunden Vernunft.“

Ich habe seltsam gelebt in der letzten Zeit und es verlernt, die Menschen zu verstehen. Dich begreife ich noch so allenfalls. Aber daß Melanie uns verraten hat! Das versteh' ich nicht! Sie, die uns zusammengehegt, die unser Alleinsein beständig unterstützt hat! Und nun geht sie hin und verrät uns! Warum tut sie das jetzt? Warum hat sie früher anders gehandelt?“

„Ich gebe dir mein Ehrenwort, daß ich die Sache zuerst nicht durch Frau Röder erfahren habe,“ sagte Hans. Er sprach zum ersten Male etwas milder mit ihr. „Und was die Psychologie deiner Freundin betrifft, so ist sie mir ziemlich klar, obgleich ich sie weit weniger kenne als du. Ich kann mir denken, wie ihre Freunde scharenweise das sinkende Schiff verlassen haben, wie aus dem lustigen Malerheim das traurige Haus eines Kranken geworden ist. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie entzückt sie war, als sie einen Teil ihrer Last auf eine gute Freundin hinüberwälzen konnte, die sie ihr mit einer gewissen Begeisterung tragen geholfen hat. Denn sie ist eine praktische Dame, die aus dem Leben heraus schlägt, was herauszuschlagen ist, die sich aber sofort ins Unvermeidliche zu finden weiß, sobald es eben unvermeidlich wird. Und daß sie nun, wo sie selbst ihr ganzes Leben ändern muß, nicht entzückt ist,

wenn der kleine Flirt, den sie ihrem kranken Mann zu seiner Zerstreuung allenfalls gestattet hat, auf ein ganz anderes Gebiet hinüberspielt — kannst du ihr das verübeln?“

„Warum läßt sie sich nicht scheiden?“ fragte Hilda hart. „Ihr ist der kranke Mann doch nur eine Last. So hübsch und reich wie sie ist — die findet leicht einen andern Mann.“

„Was ihr Weiber doch für ewige Backfische bleibt!“ sagte Hans. „Für euch gibt es immer nur ganz weiße und ganz schwarze Schafe. Melanie ist jetzt für dich ganz schwarz. Eine Kleinigkeit vergift du nur dabei: daß sie ihren Mann lieb hat. Auf ihre Weise, zugegeben, die nicht die deine ist. Aber sie liebt ihn. Und daß sie sich ihn nicht wegnehmen lassen wird, glaube ich dir versprechen zu dürfen.“

Hilda verließ ihren Posten an der Tür und setzte sich in einen Sessel. „Du hast mit jedem Wort recht, das du sprichst,“ sagte sie müde. „Ich weiß, daß sie größere Rechte um ihn hat, als ich. Ich weiß, daß er mich nicht genügend liebt, zu krank und wohl auch als Charakter nicht stark genug ist, um mit mir zu kommen. Aber ich liebe ihn. Das Leben ist mir leer ohne ihn. Was soll ich nun machen?“

„Es ist wohl etwas zuviel, daß du dir den freund-

schaftlichen Rat des Mannes erbittest, den du betrogen hast," sagte Hans scharf.

Hilda warf den Kopf zurück. „Ich habe dich nicht in dem Sinn ‚betrogen‘, in dem du es meinst,“ sagte sie trotzig.

Hans verbeugte sich. „Ich bin dir wirklich außerordentlich verbunden für deine Standhaftigkeit und Treue. Aber ich gehöre leider zu den Menschen, denen die Gesinnung wichtiger ist als die Handlung. Der Ehebruch, der begangen werden wollte, bleibt ein Ehebruch — auch wenn sich zu dem Allerletzten keine Gelegenheit bietet. Ich bin dir wohl keinen Dank dafür schuldig, daß das Gartenhäuschen — du siehst, ich bin orientiert — nicht der geeignete Ort für eure Schäferstunden gewesen ist!“

„Ich muß jetzt gehen,“ sagte Hilda still und stand auf. „Ich weiß, daß ich bei dir nicht mehr bleiben kann.“

Hans hielt sie auf. „Wenn du zu ihm willst, so kann ich dir mitteilen, daß Frau Melanie dich kaum mehr zu ihrem Gatten lassen wird. Übrigens hat sie auf Anraten der Ärzte die Absicht, ihn dieser Tage in bessere Luft zu bringen. Daß sie nicht sobald nach Grinzing zurückkehren wird, kann ich dir aus bester Quelle versichern. Denn sie ist eine muntere Dame, die das Landleben nie geliebt hat

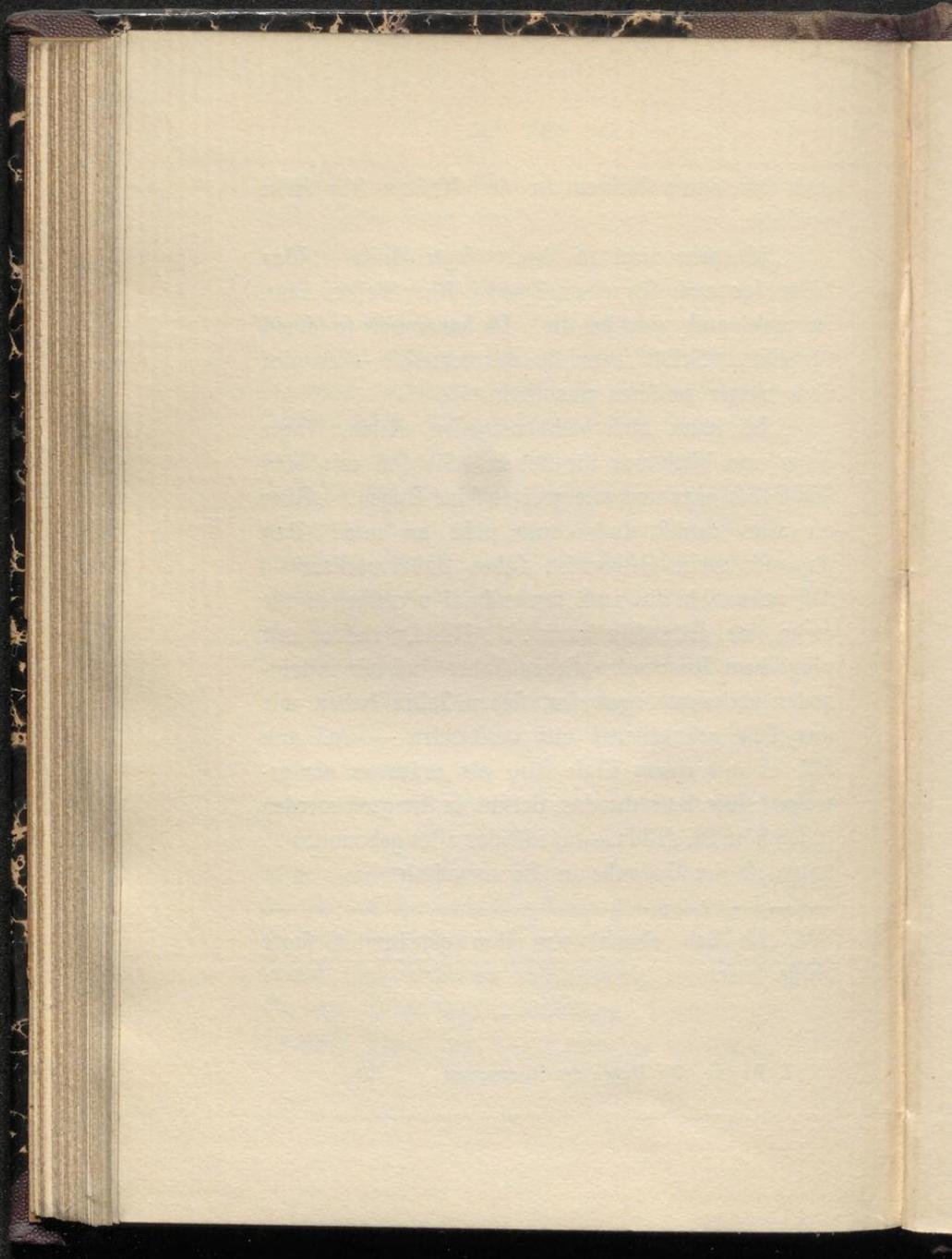
und sich einen Winter an der Riviera sehr schön vorstellt.

„Ich gehe nicht zu ihm,“ sagte Hilda. „Was hätte das auch für einen Zweck? Aber bleiben kann ich wohl auch nicht bei dir. Ich kann nicht so schnell vergessen. Selbst wenn du mir verzeihst — er wird doch immer zwischen uns stehn.“

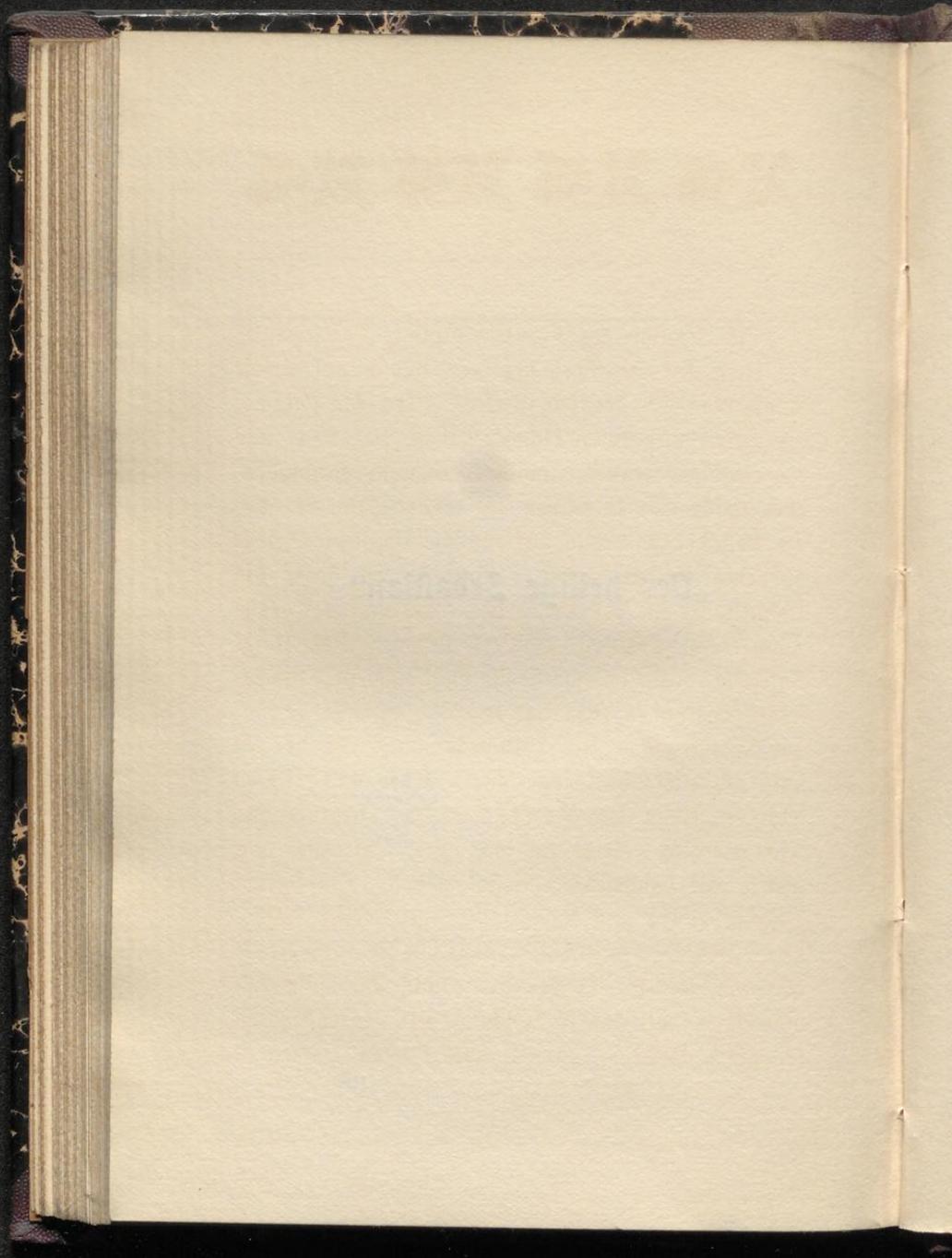
„Ich kann auch nicht vergessen, Hilda,“ sagte Hans und blieb vor ihr stehen. Sie sah wie blaß sein Gesicht war und wie gerötet seine Augen. „Aber an alles denkst du — nur nicht an mich. Daß ich auch mein Bestes im Leben dabei verliere — daß, wenn ich dir auch tausendmal verzeihe, es nie mehr das Alte sein kann . . . Hilda,“ rief er mit plötzlichem Ausbruch, „sieben Jahre sind wir miteinander verheiratet gewesen, sieben Jahre haben wir uns lieb gehabt und uns verstanden — und nun soll es mit einem Male sein, als wäre es nie gewesen? Wie hast du das Gefühl in dir groß werden lassen können, Hilda — wie ist das alles gekommen . . . wieso ist der Gedanke in dir erwacht?“

---

„Ich hab einmal von ihm geträumt,“ sagte Hilda leise.



„Der heilige Sebastian“





Die Pension des Fräulein Müller, „Palmenvilla, ein Heim für Deutsche“, lag recht hübsch auf einem Hügel oberhalb des Luganersees. Von den Palmen, die dem Hause ihren Namen gaben, war zwar nur ein einziges, ziemlich ruppiges Exemplar vorhanden, aber dafür gab es Oliven in reicher Zahl, so daß die Besucher in bezug auf südliche Vegetation doch auf ihre Kosten kamen. Einen Stern hatte die Palmenvilla im Bädeler nicht — das war der große Schmerz in Fräulein Müllers Leben. „Das Hotel Splendide natürlich, wo sie die Engländer und Amerikaner ausrauben, das hat einen,“ sagte sie bebend vor Entrüstung. „Auf Milliardenansprüche bin ich natürlich auch nicht eingerichtet. Aber dafür ist es auch ein Heim für Deutsche.“ Sie betonte das sehr energisch; denn sie war eine Patriotin und wollte nur Landsleute um sich haben. Die hatten es gut bei ihr und fanden ihre gebackenen Kalbsköpfe und ihre Kaltschalen, ganz wie sie es zu Hause gewohnt waren. In der Umgebung der Villa sah man Herren mit wahren Zwickelungestümen an breitem schwarzen Band — zumeist aber Damen, Damen in

den gewissen gräulich-bräunlich-gelblichen Lodenkleidern mit hinaufknöpfbaren Röcken, wie keine andere Nation sie trägt.

Im Frühjahr und im Herbst war die Hauptsaison; aber auch der Hochsommer brachte von dem großen Fremdenstrom, der sich alljährlich über den Gotthard wälzt, sein Teilchen in das Heim für Deutsche. Jetzt, im August, gab es sogar zwei Familien zu längerem Aufenthalt hier: Frau verwitwete Oberrechnungsrat Herbeck aus Schönebeck mit zwei Töchtern und Frau pensionierte Güterinspektor Sehnemann mit Tochter aus Külstrin.

Man hatte sich sehr rasch angefreundet — man war sich ja so ähnlich in Gedanken, Wünschen und Hoffnungen! Es traf sich auch so schön, daß Fräulein Else Sehnemann und das ältere Fräulein Herbeck im selben Alter waren — beide neunzehnjährig —, das gab soviel gemeinsame Interessen.

An einem herrlichen Morgen, nach dem ersten Frühstück, saß man behaglich auf der Veranda. Die beiden älteren Damen strickten — die Hauswirtin Fräulein Müller, die sonst die dritte im Bunde zu sein pflegte, war schon ihren häuslichen Geschäften nachgegangen —, und etwas abseits saßen die drei jungen Mädchen in Züchten um einen runden Tisch und machten natürlich Handarbeit.

„Was für ein entzückendes Deckchen Ihr liebes Gretchen arbeitet!“ sagte Frau pensionierte Güterinspektor. „Das ist wohl schon für die Aussteuer?“

„Freilich,“ erwiderte mit Genugthuung die verwitwete Oberrechnungsrätin Herbeck. „Und Gretchen muß sich wohl sputen, wenn sie fertig werden will. Denn es ist erst das fünfte vom Duzend, und in nicht ganz zwei Monaten haben wir Hochzeit.“

„Ach ja!“ sagte Frau Sehnemann mit einem Seufzer. Und nach einer Weile: „Sie können freilich von Glück sagen, daß Sie das Mädchlein so jung versorgen!“

„Und so gut!“ fügte Frau Herbeck mit Stolz hinzu. „Gustav hat das erste Konfektionsgeschäft in der Stadt. Und partout wollte er das Mädchlein haben! Er traf sie 'mal bei 'ner Cousine von mir — und gleich am nächsten Tag schickte er seine Schwester zu uns, ob er Besuch machen dürfe? Na, daß wir nicht nein gesagt haben, können Sie sich ja nu denken! Ganz jung is er ja nich mehr — einundvierzig. Und eine Schönheit is er auch nich grade. Aber — Charakter und Einkommen, das is die Hauptsache bei einem Mann, sag ich immer. Und Gretel is ja gottlob vernünftig. Sie hat gleich ja gesagt und is nu eine sehr glückliche Braut.“

„Ja, Glück muß man haben,“ seufzte Frau Sehnemann. „Wenn ich so an meine Else denke . . .“

„Wird schon kommen!“ tröstete die Rechnungsrätin. „So hübsch wie Ihre Else is, und wenn sie nu noch von der Tante erbt, wie Sie sagen . . .“

„Himmlich denke ich mir's, verlobt zu sein,“ sagte drüben Fräulein Else Sehnemann. „Und zwei Dienstboten werden Sie haben, Gretchen?“

„Jawohl,“ sagte Gretchen nicht ohne Genugtuung. „Und Belletage werden wir wohnen, und die Möbel kommen alle aus Berlin!“

„Und einen alten Mann kriegt sie mit einem ganz dicken Bauch,“ sagte ihre vierzehnjährige Schwester Alice.

„Pfui, Alice, wie kannst du so reden!“ rief Gretchen empört.

„Ist's vielleicht nicht wahr?“

„Wo Gustav so gut zu dir is und dir einen so feinen Ring geschenkt hat mit 'nem wirklichen Saphir!“

„Ich mach mir nichts aus dem Ring, und ich mach mir nichts aus deinem dicken Gustav, und ich mach mir nichts aus Männern überhaupt!“ rief Alice. „Wenn ich groß bin, geh ich nach Zürich und studiere Medizin!“

„Das sieht dir schon ähnlich, du bist emanzipiert,“ sagte Gretchen verächtlich. Sie sprach das Wort so aus, als ob es nur aus der Silbe ‚zipp‘ bestünde. Es klang unendlich geringschäßig aus ihrem Munde.

„Gretchen, hast du Gustav heut schon geschrieben?“ rief Frau Herbeck herüber. „Nein? dann schreib doch mal gleich wenigstens eine Ansichtskarte.“

„Hier, ich hab eine bei mir,“ sagte Else voll Eifer den Liebenden beizustehen.

Gretchen setzte sich gehorsam hin und schrieb: „Lieber Gustav! Es ist sehr schön hier, und bedaure ich sehr, daß Du nicht hier bist. Mit Gruß Deine Dich liebende Braut Gretchen.“ . . Sie reichte die Karte Frau Herbeck hin, die sie gleichfalls unterzeichnete und ihrer jüngeren Tochter sagte: „Du mußt auch dransdreiben, Kind. Schreib doch: ‚Gruß von deiner kleinen, ungezogenen Schwägerin Alice‘ . . . Das macht den Männern Spaß, so kleine, ungezogene Schwägerinnen!“

„Fällt mir gar nicht ein!“ rief Alice heftig. Sie warf ihre Handarbeit hin und sprang die Terrasse hinab. Man sah ihre rote Bluse hinter den Oliven verschwinden.

„Das Kind, das Kind!“ seufzte Frau Herbeck bekümmert.

„Sie wird schon werden,“ tröstete Frau Sehmann. „Das sind so die Flegeljahre. Aber du mußt jetzt ins Haus, Elsie,“ wandte sie sich an ihre Tochter. „Die Hitze bekommt dir nicht.“

„Ich gehe auch hinein,“ meinte Frau Herbeck. „Und du, Gretchen?“

Ich möchte wohl ein wenig spazieren gehen — wenn du nichts dagegen hast, Mama,“ sagte diese, denn sie war ein Musterkind. Frau Herbeck hatte nichts dagegen, sie nahmen Abschied, dann schritt Gretchen den Hügel hinab und dem Orte zu.

Der See leuchtete. Sanft bewaldet waren die Uferhügel, in zartem Grau prangten die Oliven, das grünliche Silber ihres Kleides dem Silberblau des Sees vermählend. Die tiefgelben Segel der Fischerbarken brachten in diese scheue, verschämte Farbenharmonie einen warmen, markigen Ton. Und es war still, und die Blüten dufteten.

Gretchen merkte nichts von alledem. Sie war sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. ‚Ob ich nun die Handtücher blau oder rot sticken lasse?‘ dachte sie. ‚Blau ist eleganter. Aber dafür geht Rot in der Wäsche nicht so aus . . .‘

Im Städtchen Lugano war ein kantonales Sängerkunstfest gewesen. Nun waren die Gäste fort, aber die Häuser prangten noch im Fahnen Schmuck; heute war noch ‚mezza festa‘. Sogar dem Standbild des ‚Guglielmo Tell‘ hatten sie zu seiner Armbrust auch noch ein rotes Fähnchen in die Hand gegeben.

Schmal sind die Gassen von Lugano, schmutzig und winkelig, mit alten, herrlichen Laubengängen. Die Fenster sind mit Blumen angefüllt, die lassen

ihre Ranken auf Mauern niederhängen, die Reste alter, seltsamer Fresken tragen oder Wappentiere in Stein gehauen. Und unter den Lauben halten die Gemüsefrauen ihre Ware feil: riesige Haufen weinroter Tomaten, leuchtendgelbe Pepperoni und eine besondere Art rosenroter ‚Ficcioli‘. Und dies Rot und dies Gelb und dies Rosenrot, und die roten Blütenranken und die tausend purpurnen Fahnen und Fähnlein — das ist eine wunderbare Glut, daß man fast die Augen schließen möchte. Und die spielenden Kinder, die feilschenden Frauen und zornig kreischenden Verkäuferinnen, die stuchenden Fuhrleute, die für ihr Fahrzeug in den engen, überfüllten Gäßchen kaum einen Weg finden können — welch ein Leben! Welch ein Leben!

„Ob Gustav wohl Tomaten ißt?“ dachte Gretchen. „Es wäre schade, ich mag sie nicht.“ Und sie beeilte sich, aus den Winkelgassen herauszukommen. Es stank hier so.

Nun war sie am Seeufer. Aus einer Kirche traten eben zwei deutsche Touristen. „Herrlich sind diese Fresken von Luini,“ sagte der eine und wuschte sich den Schweiß von der Stirn. Er schien ganz aufgeregt zu sein. Hier gab es also Fresken von Luini; die konnte man sich ja ansehen. Luini — Luini — Gretchen wußte nicht ganz genau, welcher

das war. Sie hatte zwar Kunstgeschichte gehabt bei einem ‚himmlischen‘ Professor — aber wenn man nur weiß, wer Raffael und Tizian waren — die Kleineren, so Luini, Perugino, Tiepolo und wie sie alle heißen — die kann man sich doch unmöglich merken.

Sie trat in die Kirche. Die war still und kühl. Kein Mensch darin außer ihr. Auf die Lettnerwand war ein großes Bild gemalt, blaß, in sanften, harmonischen Farben. Sie setzte sich in einen Kirchenstuhl und sah es an.

Die Kreuzigung Christi. Aber es war so hoch oben, ihre kurzsichtigen Augen vermochten nicht alles zu erkennen. Nur von der Gestalt der goldhaarigen Magdalena, die zu Füßen des Kreuzes kniete und die Arme emporstreckte, bekam sie einen Schimmer.

Da irrten ihre Augen tiefer. Auch die Pfeiler waren mit Bildern geschmückt. Und plötzlich blieb ihr Blick auf dem einen haften und kam nicht mehr los davon.

‚Ein nackter Mann!‘ dachte sie. Schönebeck'sche Moralbegriffe kamen über sie, sie wollte die Augen abwenden. Aber sie konnte nicht mehr. Sie sah und sah.

Nicht sein Haupt blickte sie an, das lockenumwallte, in schmerzlicher Verzückung emporgewandte. Ihr Auge hing an seinem Körper, dessen herrliche

Jugendfrische die Bande zu sprengen schien, die ihn an den Baumstamm fesselten.

Pfeile steckten in diesem wunderbaren Leib. In schmalen Streifen rieselte das Blut über das junge blühende Fleisch. Mächtig ausladend waren die Schultern, weich und frauenhaft zart erschien die Linie von der Brust herab zu den Hüften. Langgestreckt und fein die Beine, wie die eines edlen Tieres. Ein Knabe, der eben ein Mann werden will, reif und doch unberührt, ein Wesen aus einer anderen, schönen Zeit, ein Bildnis, dem noch etwas von dem Entzücken anhaftet, mit dem der Maler einst sein Modell angesehen haben mag.

Das Mädchen saß und schaute. Seltsam war's ihr zumute, sie wußte selbst nicht, wie. Wie ein ungeheures Begehren überkam es sie nach jenem Manne, der doch schon viele hundert Jahre tot war, wenn er überhaupt je gelebt hatte. In der weihrauchduftenden Einsamkeit des Kirchleins, vor dem Bilde des Heiligen, begannen ihre Sinne sich zu regen, begann ihr Blut zu wallen, fing sie an Weib zu werden. Und in ihre arme, kleine Kleinstadtseele fiel es wie ein schwacher, dünner Lichtstrahl, der stärker und stärker wurde und zuletzt blendend grell ward und alles erleuchtete.

---

Sie heftete ihre tränenerfüllten Augen auf das Bild des Mannes, der nie kommen würde und der doch in ihrem Leben gewesen war. Sie trank die Jünglingsgestalt mit den Augen und wußte nun, was in ihrem armen, allzu behüteten Leben gefehlt hatte. Und es war ihr, als habe sie, das arme, kleine Provinzjungfräulein, die Erkenntnis gefunden, eine Erkenntnis, die weit hinausging über das Geschlechtliche allein.

Lange, lange saß sie so. Dann ging sie. An der Tür wandte sie sich noch einmal um und ließ die ganze Schönheit dieses nackten Körpers nochmals vor sich erstehen. Dann trat sie hinaus ins Freie.

Schmal sind die Gassen von Lugano, schmutzig und winkelig, mit alten herrlichen Laubengängen. Rote Blütenranken fallen aus den Fenstern nieder auf Mauern, die seltsame Wappentiere tragen oder alte Fresken. Und das Rot der Blüten mischt sich mit dem Rot der feilgebotenen Marktware, mit dem Weinrot der Tomaten und dem Rosenrot der Ficcioli. Rot, rot, wohin das Auge blickt, rot die Fäden, die Frauen und Kinder sich um Hals und Haar schlingen, rot die Fahnen, die von den Häusern flattern.

Das Mädchen stand still und sah. Sah zum ersten Mal die heiße Lohe der Farben, hörte zum ersten Mal die Harmonie, die in dem scheinbar ungeordneten Gekreisch der fluchenden Fuhrleute, der spielenden Kinder,

der feilschenden Käuferinnen lag. Als fange sie ihr Dasein erst an, so ward es ihr, und sie warf den Kopf zurück: ‚Komm, Leben! Komm mit all deiner Schönheit, komm auch mit allem Häßlichen — ich bin bereit!‘

— — Dunkler war der Himmel geworden; dunkel glänzte der See, wie polierter Stahl; nicht mehr silbergänzend, sondern in tiefen, matten Farben schimmerten die Oliven. Und als braungelbe, leuchtende Farbflecke hoben sich die Segel der Fischerboote vom Wasser ab. Einen Augenblick blieb das Mädchen stehen, als müsse sie auch das erfassen, als könne sie nun nichts mehr ungenützt an sich vorübergehen lassen. Dann trat sie ins Haus.

Im Heim für Deutsche war es still. Alice strolchte wohl noch in den Bergen herum; die Mutter schlief wie immer in der heißen Tageszeit; auch von Sehnemanns war niemand zu sehen. Dem Mädchen war's recht so. Sie eilte auf ihr Zimmer und setzte sich an den Schreibtisch.

\* \* \*

„Lieber Gustav! Du wirst Dich wohl über diesen Brief wundern, und Du wirst mir wohl deswegen böse sein. Aber ich bitte Dich recht herzlich zu glauben, daß ich alles wohl erwogen habe und daß ich Dir nicht aus einer momentanen Laune heraus schreibe.

Lieber Gustav, ich bitte Dich, sei mir nicht böse, aber Deine Frau kann ich nicht werden. Wenn Du mich fragst, warum, kann ich Dir auch keine rechte Antwort geben. Eigentlich ist ein katholischer Heiliger schuld daran. Aber das wirst Du wohl nicht so recht verstehen . . . Ich bitte Dich auch recht herzlich, versuche nicht, meinen Entschluß umzustößen oder Dich hinter Mutter zu stecken. Das würde nur zu bösen Auftritten führen und nützen täte es doch nichts.

Lieber Gustav, in mir ist so viel Neues, und mir ist, als müßte ich lernen, es zu verstehen. Ich kann Dir das nicht so erklären und würdest Du es auch überspannt finden. Und mir ist, als passe ich auch nicht mehr so recht nach Schönebeck. Die Welt ist groß und seltsam, und ich habe sie bisher wohl gar nicht so recht gesehen.

Lieber Gustav, ich danke Dir von Herzen für Deine Liebe zu mir. Es ist gut, daß Du die Möbel fertig kaufen wolltest, so brauchst Du sie nicht abzubestellen. Ich weiß nicht, was aus mir wird — ich weiß wohl selbst noch nicht, was ich will. Aber ich werd's schon lernen. Einmal muß ja doch die Stunde kommen, wo wir fühlen, wozu wir auf der Welt sind.

Lieber Gustav, nochmals Dank für alles und Verzeihung.  
Dein Gretchen.“

---

## Inhalt

	Seite
Die Augen des Hieronymus . . . . .	1
Erinnerung . . . . .	25
Die vier Wodien . . . . .	67
Reisegefährten . . . . .	85
Der Traum . . . . .	101
Der heilige Sebastian . . . . .	147

Dr. Franz Ledermann, Verlag, Berlin

# Honoré de Balzacs Ausgewählte Werke

BSA

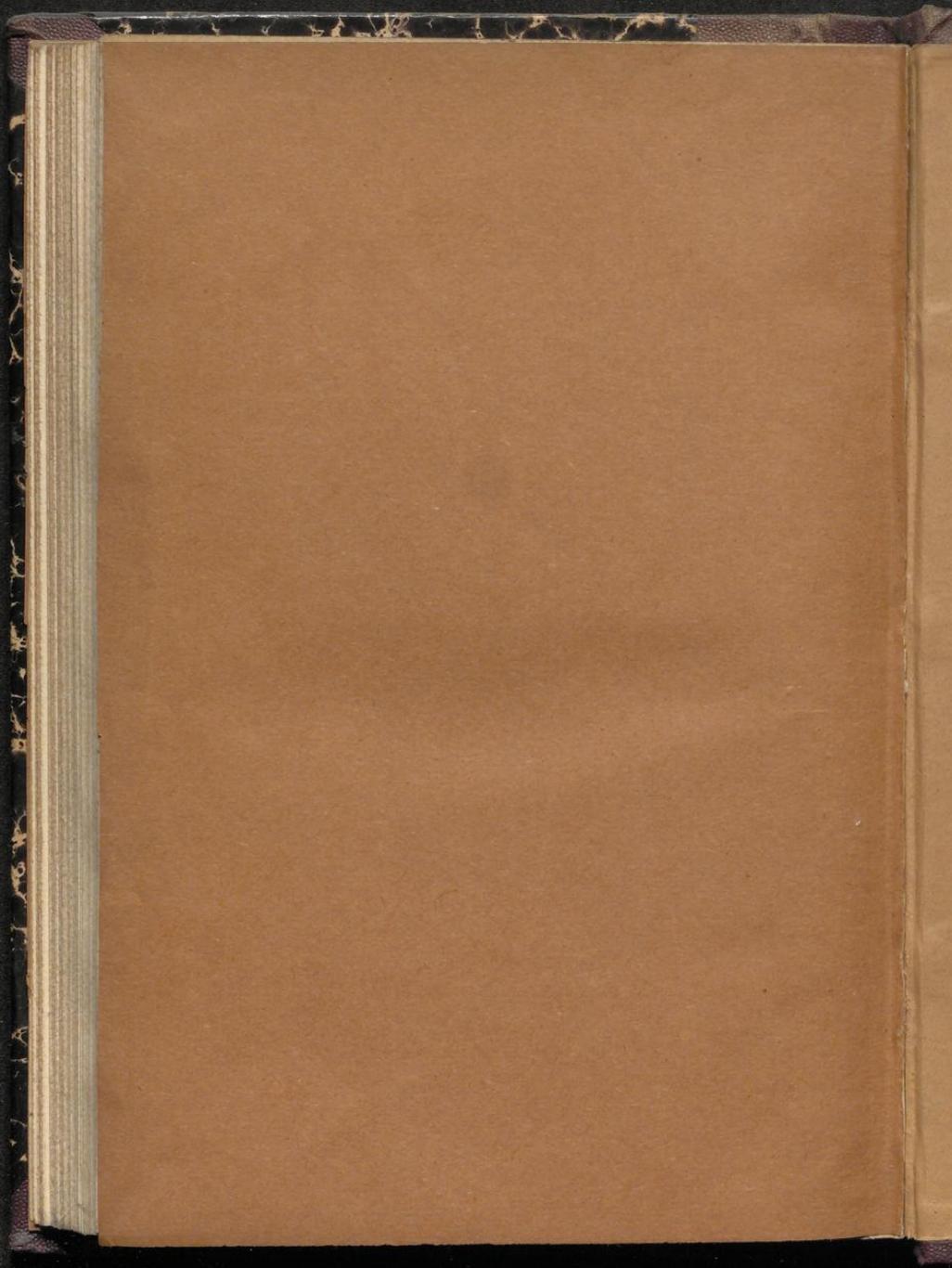
Lessings Spruch von den Büchern, die „weniger erhoben“ und „fleißiger gelesen“ sein wollen, paßt wohl auf keinen neueren Dichter mehr, wie den Altmeister Balzac, den Vater des französischen und damit des deutsch-naturalistischen Romans. Jede Literaturgeschichte rühmt seine tiefe Psychologie, seine bewundernswerte Phantasie, jeder Gebildete spricht von ihm — und doch wie Wenige haben etwas von ihm gelesen.

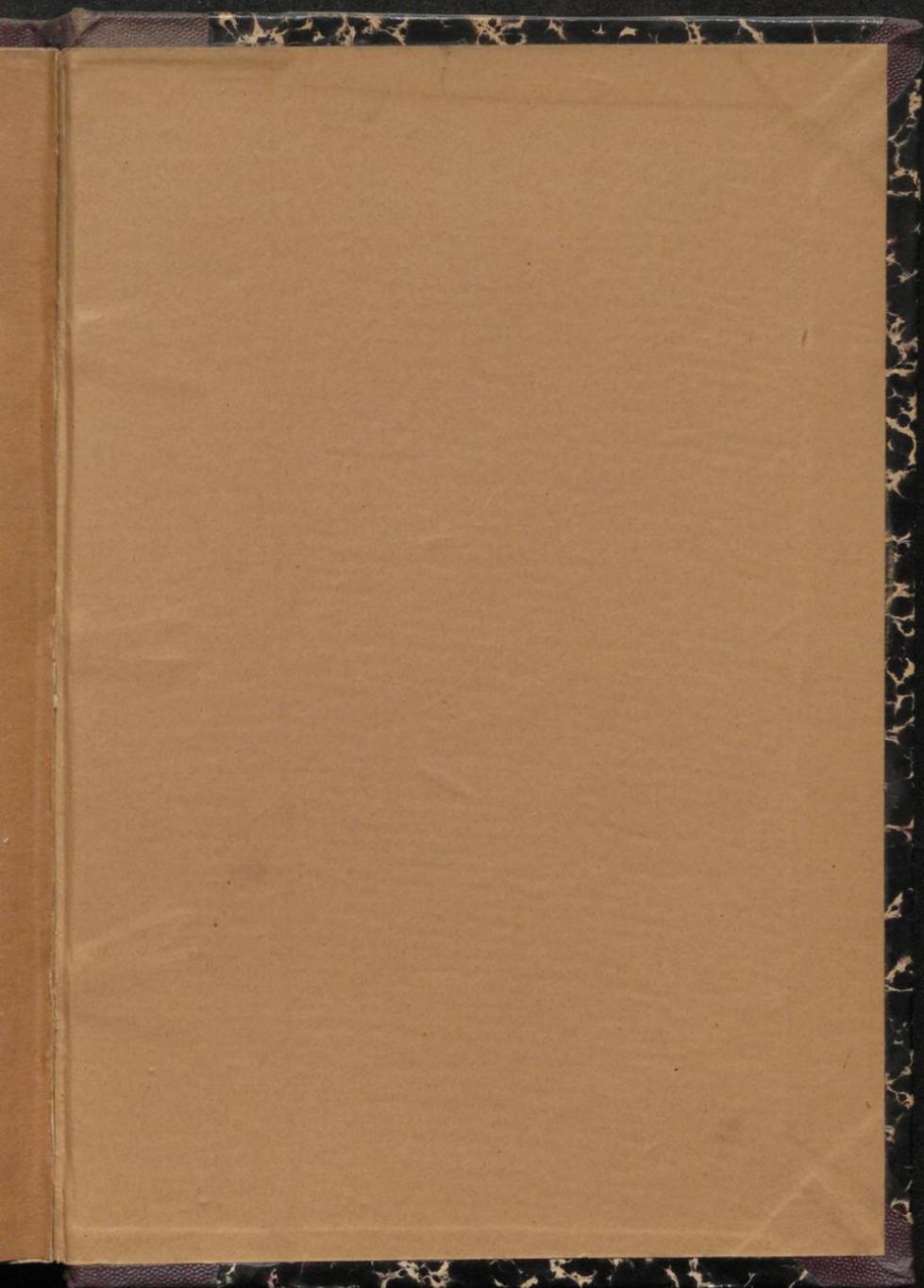
Der Grund hierfür liegt wohl hauptsächlich darin, daß Balzac in der Ursprache zu lesen, bei dem großen Wortschatz des Schriftstellers nicht ganz leicht ist, eine größere Sammlung seiner Werke aber in den letzten 50 Jahren in Deutschland nicht erschienen ist.

Der Unterzeichnete glaubt daher auf das Interesse des deutschen Publikums zählen zu können, wenn er die Meisterwerke Balzacs in musterhafter Ausstattung und Übersetzung und zu einem verhältnismäßig billigen Preise herausgibt.

Jeder Band ist für sich abgeschlossen und umfaßt 20—24 Bogen.  
Die einzelnen Bände erscheinen in Abständen von 4—6 Wochen.  
Preis: brosch. Mk. 2.50; elegant geb. M. 3.50.







WIENBIBLIOTHEK



+QWB10932607